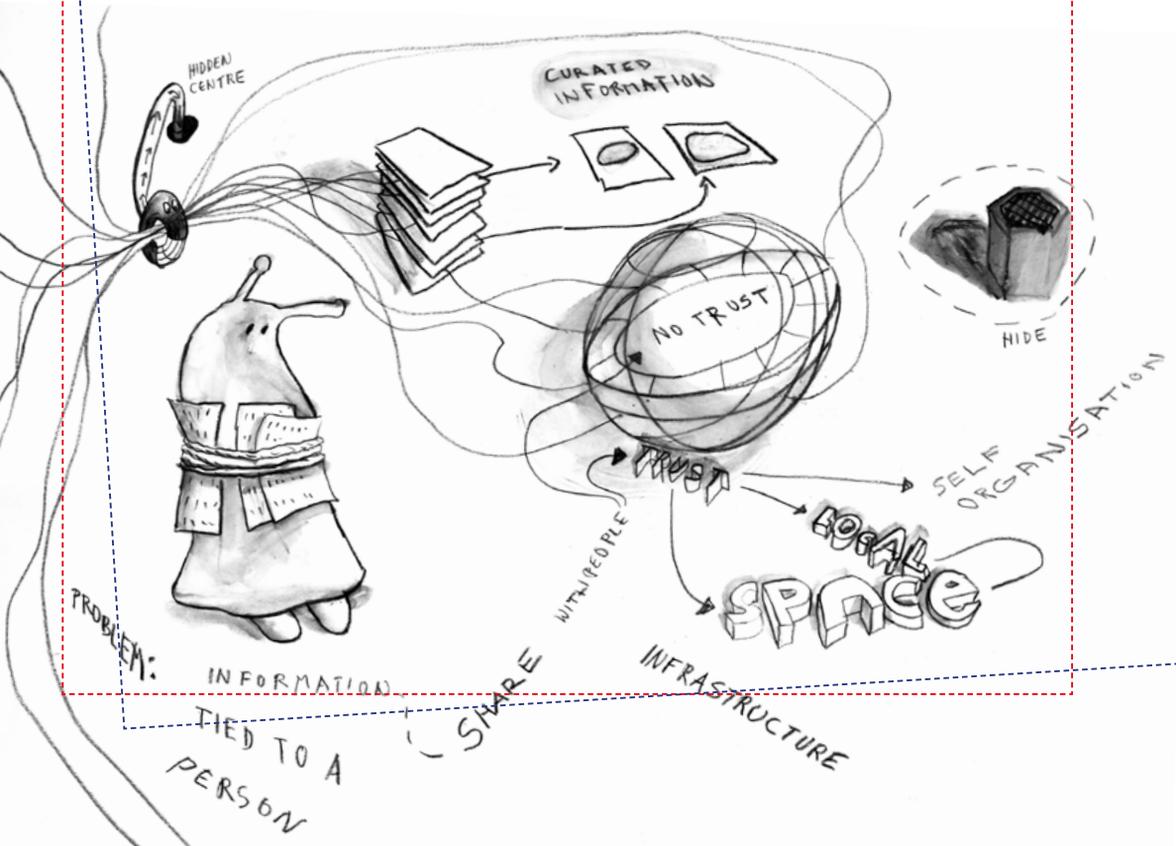


metroZones

SCHULE FÜR STÄDTISCHES HANDELN

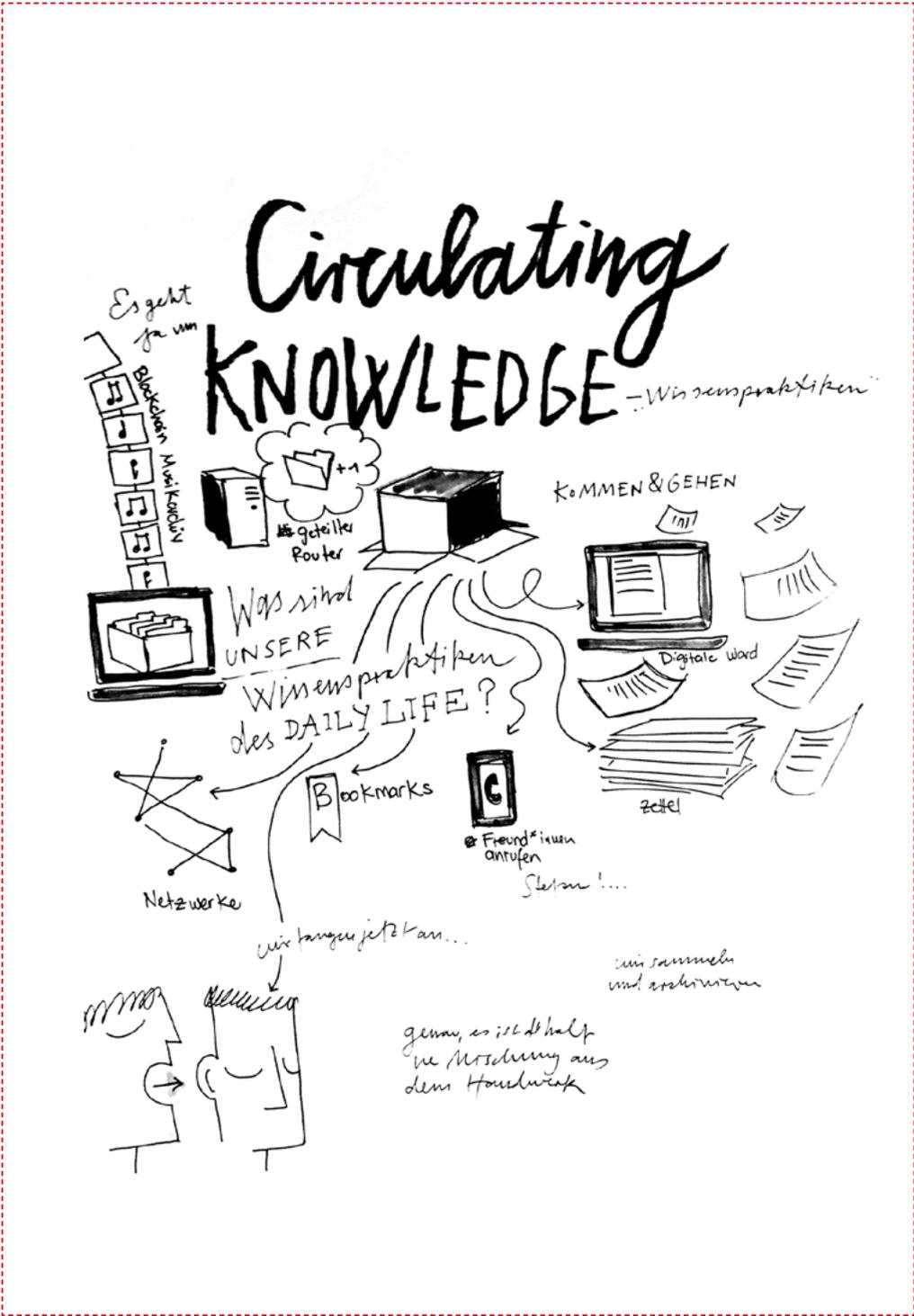
SCHOOL BOOK



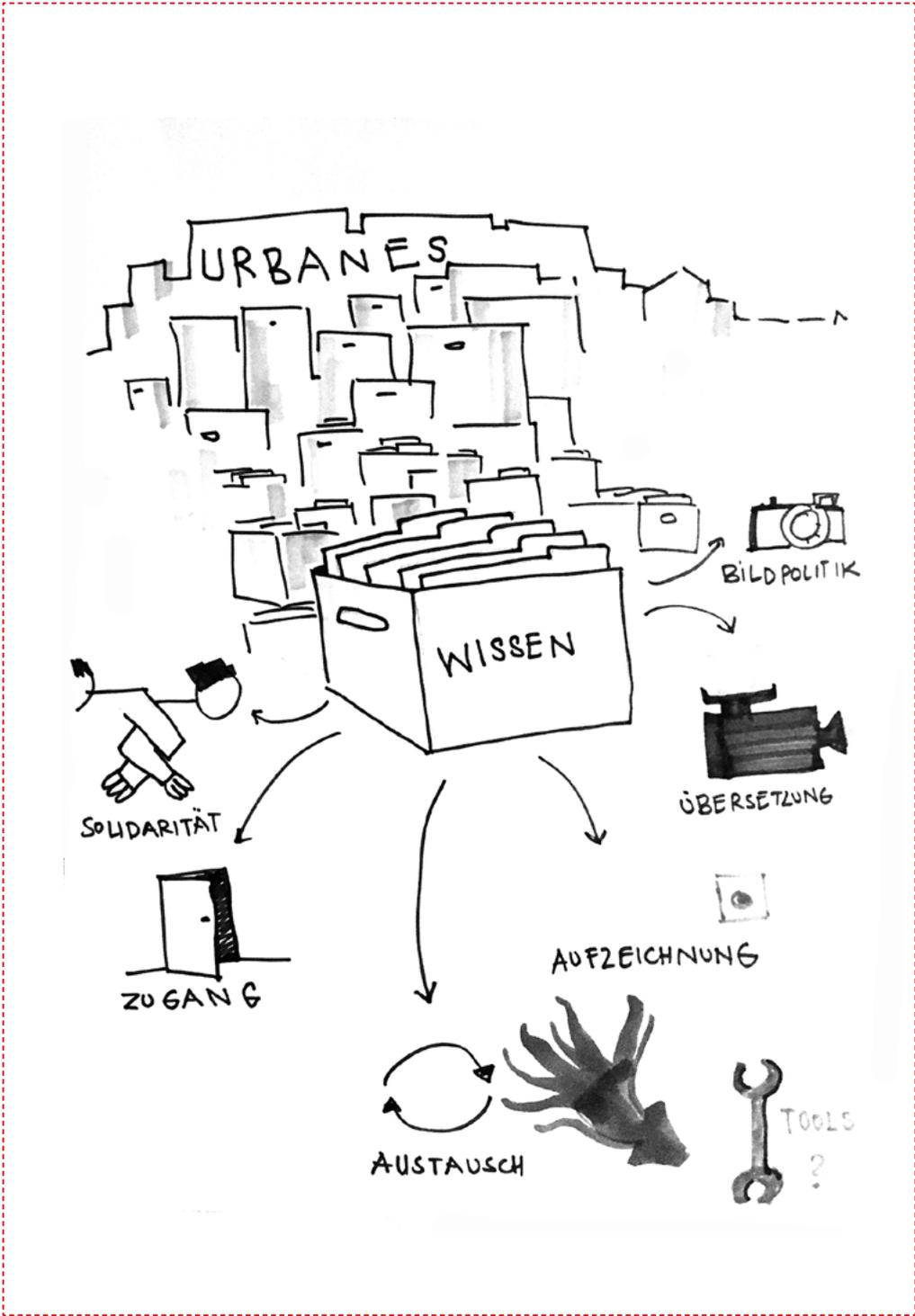
metroZones
SCHULE FÜR STÄDTISCHES HANDELN

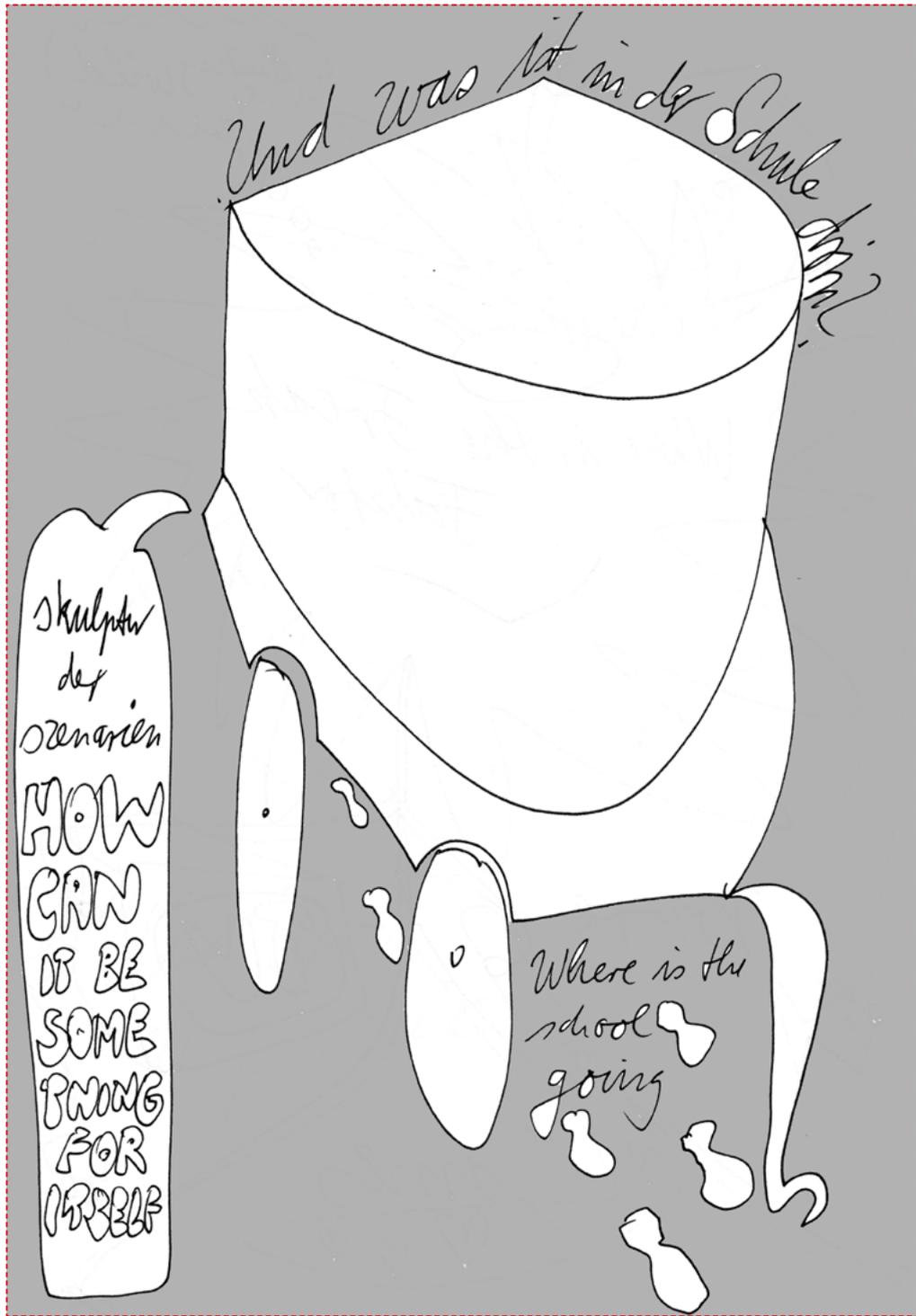
SCHOOLBOOK

Herausgegeben von
Petra Barz, Anne Huffschmid,
Kathrin Wildner

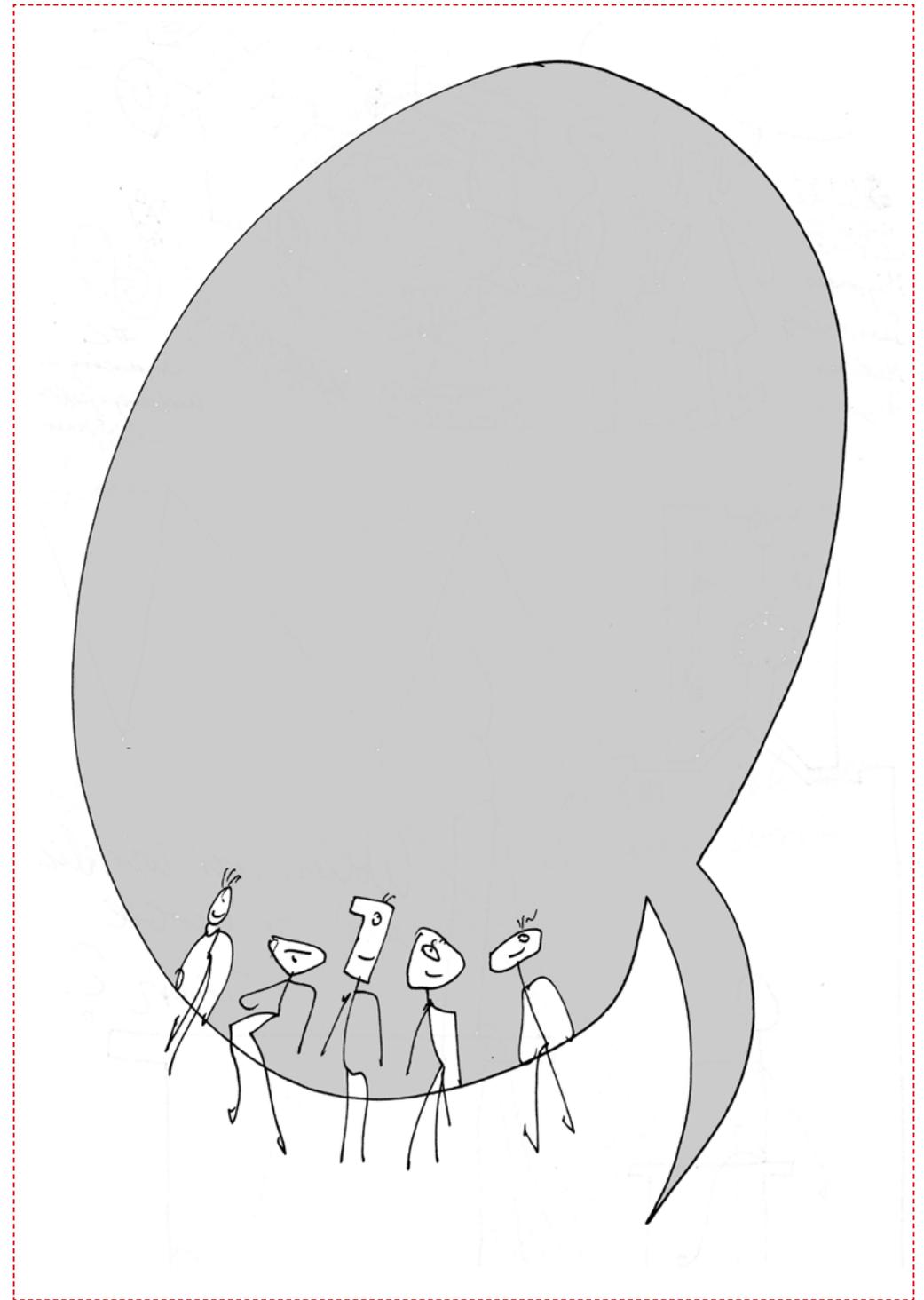


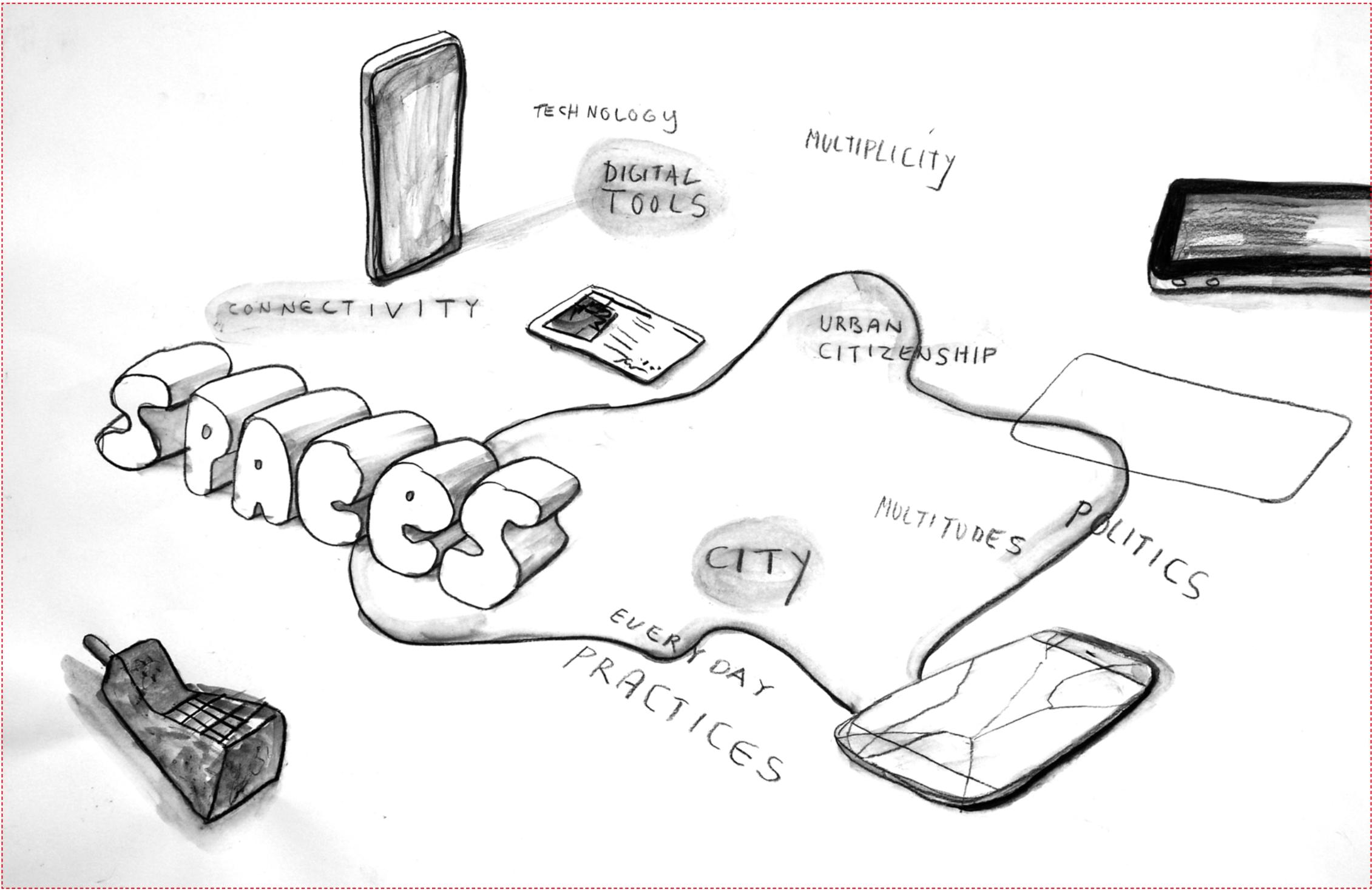
Graphic Recordings: Max Sauermoser und Lena Ziyal





Graphic Comments: Erik Göngrich





Graphic Comment: Christoph Schäfer

INHALT

12 **00 Settings**

- 13 Schule machen. Kosmo-Polis, urbanes Lernen und städtisches Handeln // Anne Huffschmid, Stephan Lanz, Kathrin Wildner
- 20 Wir haben die Komfortzone vielleicht beschrieben, sie aber nicht verlassen // Petra Barz im Gespräch mit Nicole Vrenegor
- 26 Sich einbezogen zu fühlen ist keine leichte Sache // Alexis Rodriguez
- 28 Verortungen

34 **01 Konnektivität / Tecnopolítica**

- 36 Als Passwort gilt die körperliche Anwesenheit // Andreas Unteidig
- 38 MAZI und Offline-Netzwerke
- 39 Technopolitics and Hybridity: Digital Tactics and Urban Struggles // Michelle Teran
- 42 Connected Multitude – Die Politik der Netze // Guiomar Rovira
- 44 Digital Tools // Ulf Treger

48 **02 Algorithmus**

- 50 A wie ... // Felix Stalder
- 52 Was wissen wir über Algorithmus?
- 53 Drawing Connecting Politics // Diana Lucas-Drogan

56 **03 Commons**

- 58 Gemeingüter sind nicht einfach da
- 63 Mobile Commons // Vassilis S. Tsianos

66 **04 Multilingualität**

- 68 Mehrsprachigkeit in der Stadt // Christoph Breitsprecher
- 71 Lass uns Sprachen tauschen! // Nina Reiprich im Gespräch

74 **05 Übersetzung**

- 76 Zur Übersetzung von Solidarität und der Solidarität der Übersetzung // Monika Mokre
- 78 Was erzählt die Faust? // Tanja van de Loo
- 79 Gezi-Park übersetzen // Gezipark.nadir.org

82 **06 Hacking public space**

- 84 iRexiste! Bilder als Intervention – die Guerilla-Drohne // Marcela Suárez
- 87 Diskursmanöver – zur Politik des Sprechens im städtischen Raum // Fragmente aus Gesprächen mit Kotti & Co und Berlin Postkolonial

92 **07 Raumarbeit**

- 94 Kurzanleitung für Kartierungen des urbanen Raums // Christian Hanussek
- 96 Wie können wir Veränderung visualisieren – Ein Workshop-Setting
- 98 Leer kann sehr vieles bedeuten // Stephan Lanz
- 101 Hybrides Kartieren – von Kleber bis GIS // Ulf Treger im Gespräch mit Anne Huffschmid

104 **08 Bildarbeit**

- 106 Die Layer einer Fotografie – Bilder als Übersetzung lesen
- 109 Mit Bildern arbeiten – Handreichung zu einem Workshop // Alexis Rodriguez
- 112 Mit Worten fotografieren – Eine Busfahrt mit Annett Gröschner
- 116 Sichtbarkeit? Mediale Erzählungen von Refugee-Bewegungen // Maren Grimm

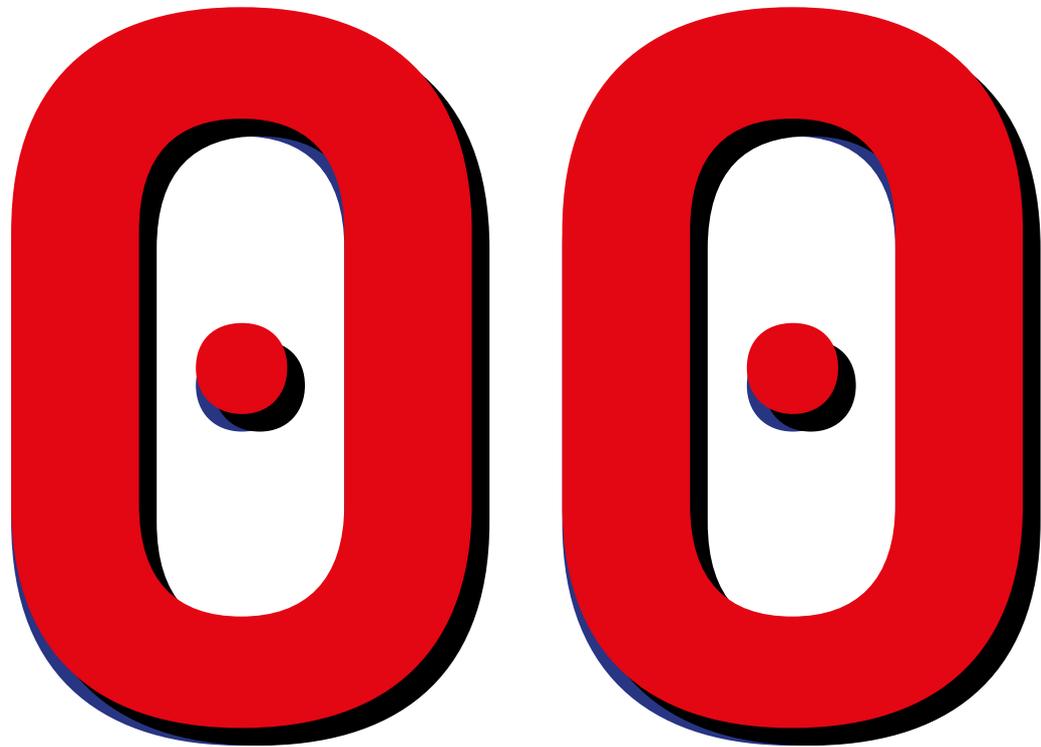
120 **09 Soundarbeit**

- 122 Es gab Geräusche des Wartens: Soundkartierungen
- 125 The pirate radio is still around – Radio-Workshop mit kotti.fm

129 **Autor*innen**

130 **Impressum**

Alle Zeichnungen stammen von Künstler*innen, die eingeladen waren, die Sitzungen der metroZones-Schule grafisch zu begleiten und sogenannte Graphic Recordings und Comments zu produzieren.



SETTINGS

Anne Huffschmid,
Stephan Lanz,
Kathrin Wildner

SCHULE MACHEN. KOSMO-POLIS, URBANES LERNEN UND STÄDTISCHES HANDELN

MetroZones arbeitet seit nunmehr zehn Jahren an der Schnittstelle von städtischer Forschung und Kulturproduktion an Interventionen in urbane Kontexte und Konflikte. Mit der »Schule für städtisches Handeln« haben wir erstmals ein Format des kollektiven Lernens erprobt, das uns in das Feld der städtischen und damit immer auch politischen Bildung führt.

Die metroZones-Schule war als offener Prozess einer Wissensproduktion konzipiert, in dem neues Wissen aus dem Zusammentreffen und Austausch von unterschiedlichen Erfahrungen und Expertisen entsteht. In diesen Prozess wurden Werkzeuge und Methoden der kritischen Stadtforschung eingespeist, die den Teilnehmenden neben Anregungen zur Reflexion auch einen Gebrauchswert für ihre jeweils eigenen urbanen Praxen, also das, was wir städtisches Handeln nennen, ermöglichen. Dadurch wurde die Schule zu einem Raum des gemeinsamen Nachdenkens über städtische Praxen und Prozesse. Diesen Zusammenhang bezeichnen wir als »urbanes Lernen«: die Beschäftigung mit theoretischen Perspektiven und methodischen Zugängen, die Selbstbefragung über unsere Wahrnehmung und unseren Umgang mit urbanen Situationen, Bildern und Diskursen, aber auch die konkrete Auseinandersetzung mit urbanen Praxen und dem Handeln städtischer Akteure und Initiativen. Ziel der Schule ist es, auf eine Politisierung städtischer Verhältnisse hinzuwirken. Dazu gehört aus unserer Sicht neben der kritischen Wahrnehmung und dem politischen Eingreifen auch ein neues Verständnis von Stadt: also davon, wie städtische Räume und Konfigurationen wirken und funktionieren, welche Akteure und Prozesse den urbanen Alltag prägen und wie unsere individuellen wie kollektiven Wahrnehmungen und Handlungen zur Produktion von Stadt beitragen.

Ränder und Zentren

Das erste Modul der Schule für städtisches Handeln im Jahr 2015 trug den Titel »An die Ränder gehen«. Diese Überschrift verweist nicht nur auf die geografischen und sozialen Ränder der Stadt. Sie stellt auch Fragen nach Randständigkeit und Zentralität, nach Deutungshoheit und Macht, Teilhabe und Verteilung. Ausgegangen sind wir von Rändern als jenen Räumen, die ein Aushandeln von Vorstellungen über eine andere Stadt ermöglichen – jenseits der von den politischen, ökonomischen und sozialen Zentren aus formulierten Visionen. Dabei ist der urbane Rand nicht einfach nur Nische oder Freiraum: Wir begreifen ihn als eine Art strategische Zone, in die man sich zur Selbstverständigung begibt und von der aus man in das Zentrum hinein agiert, das wiederum nur in – gewissermaßen dialektischer – Spannung zu den jeweiligen Rändern existiert. Denn in den eher offenen und unscharfen, weniger kontrollierten Peripherien zeigt sich vieles vom Wesen des Zentrums – so ist dieses vom Rand aus oftmals besser zu verstehen. Strategisch kann es durchaus geboten sein – so haben wir das beispielsweise von der Mieterinitiative Kotti & Co gelernt –, sich zunächst an den Rand des Politischen zu bewegen und sich auf der Ebene des Sozialen zu verständigen, um von dort aus in das politische Zentrum, in diesem Fall die Berliner Mietenpolitik, vordringen zu können.

Für die metroZones-Schule für städtisches Handeln bedeutet »An-die-Ränder-Gehen« aber auch, die Grenzen zwischen Wissensabteilungen und Disziplinen zu überschreiten und Randzonen zu reklamieren, an denen sich scheinbar widersprüchliche Felder wie Alltag und Aktivismus, Kunst und Wissenschaft sowie Fragen der politischen Erwachsenenbildung, wie sie durch die Zusammenarbeit mit dock europe in der Schule thematisiert wurden, überschneiden. Dabei gehen wir nicht zuletzt davon aus, dass das Politische häufig an unerwarteten Orten zu finden ist – beispielsweise in einem so sperrigen Konzept wie dem Algorithmus, mit dem wir uns im zweiten Modul 2016 zum Themenfeld »Konnektivität« auseinandergesetzt haben.

Die Orte, an denen die Schule stattfand, spiegeln diese Überlegungen zu Rändern und Peripherien. Im ersten Jahr traf sich die Schule im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg und im Berliner Bezirk Moabit. Beides sind Quartiere, die trotz ihrer geografischen Nähe zum jeweiligen Zentrum in den herrschenden Vorstellungen zu beiden Metropolen als marginalisiert gelten. Die Wilhelmsburger Honigfabrik, ein jahrzehntealtes Stadtteilkulturzentrum in Hamburg, und das vor eini-

gen Jahren gegründete Zentrum für Kunst und Urbanistik in Berlin waren jeweils Ausgangspunkte für urbane Erkundungen »rund um die Schule«, in Bezug auf räumliche Konfigurationen wie auch die Verschränkung von Theorie und Praxen.

Im zweiten Jahr koppelte sich die metroZones-Schule an zwei im Aufbau befindliche Orte an, die in einer produktiven Spannung zu den urbanen Zentren stehen und dabei neue urbane Räume eröffnen: Die fux-Kaserne in Hamburg-Altona ist eine kürzlich gegründete Genossenschaft, in der verschiedenste Kulturproduzent*innen einen Ort des Arbeitens und Austausches als eine Alternative zu der Profitlogik des Immobilienmarktes aufbauen. Mit dem »aquarium« am Kottbusser Tor in Berlin-Kreuzberg hat jüngst ein Veranstaltungsraum eröffnet, in dem das Kreuzberger Lokale auf einer größere (stadt-)politische Öffentlichkeit trifft.

Schule machen

Schule verstehen wir als das Organisieren eines Bildungsprozesses, zugleich aber auch als Denkschule und als Reflexionsraum, in dem zwischen verschiedenen sprachlichen wie kulturellen Wissensbeständen und Erfahrungen vermittelt wird. Unser Verständnis von urbaner Bildung kommt dem – kaum ins Deutsche übersetzbaren – Konzept der »educación popular« nah. Unser Verständnis von urbanem Lernen zielt darauf, jenseits der akademischen, kulturellen oder edukativen Institutionen einen kollaborativen Prozess der Selbstermächtigung in Gang zu setzen. Dieser produziert ein urbanes Wissen, das im Alltag wie auch im politischen Handeln nutzbar sein soll und dabei wiederum zum Teil einer städtischen Praxis wird.

Dieser Bildungs- und Lernprozess wurde in den beiden Modulen der metroZones-Schule 2015 und 2016 in zwei Formaten erprobt: Im ersten Modul arbeiteten zwei feste »Klassenverbände« in Berlin und Hamburg mit einer Auswahl methodischer Zugänge aus der Werkzeugkiste der kritischen Stadt- und Kulturforschung. Dabei ging es zunächst ganz grundlegend darum, wie wir in der Stadt gehen, schauen, sprechen oder hören. Die methodischen Zugänge umfassten Soundscapes und Dérives, Mappings und Feldtagebücher, Bild- und Diskursanalysen. Diese Werkzeuge verknüpften sich mit den aktivierenden Methoden der politischen Erwachsenenbildung von dock europe und den sehr verschiedenen Expertisen der Schüler*innen. Ob Sozialarbeit, Fotografie oder urbanes Gärtnern – größtmögliche Heterogenität scheint uns eine zentrale Bedingung für urbanes Lernen. Scheinbar gewöhnliche Aspekte des Alltagslebens verschränkten sich dabei stets

mit den größeren Fragen nach Teilhabe, Macht und Gegenmacht. Die eigene städtische Praxis wird so als Teil des Sozialen und des Politischen in der Stadt kenntlich.

Im zweiten Modul reagierte die Schule auf die Dringlichkeit der Frage, wie für alle – also auch die vielen neuen – Stadtbewohner*innen gleiche Rechte auf urbane Teilhabe und Bürgerschaft (citizenship) hergestellt werden können. Wie lässt sich Stadt in ihrer neuen Zusammensetzung, die sich aus der raschen Ankunft von vielen Menschen aus unterschiedlichsten globalen Kontexten ergeben hat, tatsächlich als Kosmo-Polis verstehen und organisieren?

Dieser Fokus erforderte eine weitere Öffnung der Schule – und damit ein Experimentieren mit neuen Formaten. Um die Schule für alleingesessene wie für neue Bewohner*innen als Kommunikations- und Reflexionsraum für städtische Fragen zu etablieren, bedurfte es einer Praxis der Mehrsprachigkeit. Die Frage der Kommunikation stand auch thematisch im Zentrum dieses zweiten Schuljahrs, das mit dem Begriff der Konnektivität, in einem weiten und kritischen Sinne, überschrieben war. Diskutiert wurde, wie sich digitale, soziale und städtische Kommunikation verschränken und wie urbane Räume »technopolitisch« hergestellt werden, wie digitale Werkzeuge kollaborativ nutzbar gemacht werden können, um Geschichten zu erzählen, Wissensspraxen auszutauschen und Commons zu produzieren. Und was es bedeutet, unsere Vorstellung von urbaner Öffentlichkeit um den digitalen Raum zu erweitern, und welche Rolle dieser für Alltagsorganisation, Mobilisierung, Zugehörigkeiten und städtisches Handeln spielen kann.

Das Kosmo-Politische jenseits der Komfortzonen

Urbanes Lernen heißt für uns, jene Dichte, Diversität und Verunsicherung produktiv zu machen, die dem Städtischen zu eigen ist. Dazu gehört es, sich mit der Verschiedenartigkeit von Sprechweisen, Geschwindigkeiten oder auch Körpersprachen auseinanderzusetzen, neugierig genug zu bleiben, um sich in unvorhersehbare Situationen hineinzugeben. Gerade in der Unterbrechung von Routinen und der Hinterfragung scheinbarer Selbstverständlichkeiten, in de-normalisierenden und verfremdenden Strategien oder Taktiken, so haben wir gelernt, zeigen sich Potentiale der Veränderung. Dies gilt auch für das oft routinierte Alltagshandeln des politischen Aktivismus.

Eine von sehr unterschiedlichen Menschen besuchte Schule kann auch Situationen generieren, in denen eigene Begriffe, Denk- und Seh-

gewohnheiten produktiv in Frage gestellt werden. Das beginnt schon bei dem, was wir eigentlich unter dem Wort »urban« verstehen. So konstatierte beispielsweise bei der ersten Verständigung über unsere Vorstellungen ein aus Syrien neu angekommener Bewohner, für ihn bedeute »urban« genau das, was vor der Stadt liegt.

Anspruch der metroZones-Schule war es, die Internationalität unserer städtischen Gesellschaften zu spiegeln – nicht nur durch die Multiplikation der Sprachen, sondern auch durch das Einbeziehen von Erfahrungen aus Kontexten, die eben nicht Berlin oder Hamburg sind, die nicht-deutsch oder auch nicht-europäisch sind und die womöglich nicht einmal unserem Verständnis des »Städtischen« entsprechen. Ziel war ein kosmopolitisches Verständnis von Stadt, das im Lokalen angesiedelt ist, ohne im Lokalismus zu verharren, und in Zeiten eines wachsenden antiurbanen Ressentiments das emanzipatorische Potential des Städtischen zu verteidigen.

Mit diesem Anspruch begeben wir uns bewusst auf ein Terrain, auf dem wir durch die Konfrontation mit Menschen und Geschichten, die wir nicht in unsere gelernten und angeeigneten Deutungsmuster der Welt einordnen können, den vermeintlich sicheren Boden unserer Interpretationsfähigkeit verlassen. Es geht also beim städtischen Lernen auch darum, sich anderen Arten des Sehens, Erzählens und Urteilens zu öffnen und zugleich das Gemeinsame zwischen derart verschiedenen Stadtbewohner*innen auszuloten. Voraussetzung dafür ist eine permanente Arbeit der Übersetzung, im engen und im weiteren Sinne. Dies bedeutet auch, verschiedene Erfahrungen und Positionen, die sonst vielleicht gar nicht kommunizieren würden, miteinander in Kontakt zu bringen. Und dabei Vernetzungen zu befördern, die über die Schule hinaus in den urbanen Alltag reichen und dabei so etwas wie städtisches Handeln produzieren.

Reibungen und Zumutungen zulassen

Derartig offene Bildungs- und Wissensprozesse erzeugen unweigerlich Reibungen und Irritationen; das Sich-Reiben an Erfahrungen und Erzählungen, die Ungewohntes oder noch nicht Gedachtes zum Ausdruck bringen, aber auch die Reibung durch das Behaupten, Übersetzen und Aushandeln unterschiedlicher Interessen und Bedürfnisse. Gemeinsames urbanes Lernen unter dem Vorzeichen von Heterogenität, Mehrsprachigkeit und permanenter Übersetzung bedeutet immer auch, Verschiedenheit – und auch verschiedene Geschwindigkeiten – als Zumutung auszuhalten und idealerweise produktiv zu machen, Widersprüchliches zunächst stehen zu lassen, anstatt es auf-

zulösen. Blinde Flecken müssen sichtbar werden, bevor sie ausgeleuchtet werden können.

Als produktive Herausforderung erwies sich auch, dass eingespielte Unterscheidungen ins Wanken geraten sind: zwischen Lehrenden und Lernenden, zwischen Wissenden und Aktiven, zwischen Klassenzimmer, Alltag und städtischen Praxen. Es ergaben sich Clashes und Konfrontationen, die im Nebeneinander der städtischen Lebenswelten sonst eher selten vorkommen. Die Schule glich somit einem »trial and error«-Prozess, in dessen Verlauf alle Teilnehmenden mit- und voneinander lernen konnten. Auch wenn sich die jeweiligen Rollen und Zuschreibungen verflüssigten, so blieben sie dennoch als Widerhaken und Konfliktpotential für den gemeinsamen Lernprozess bestehen.

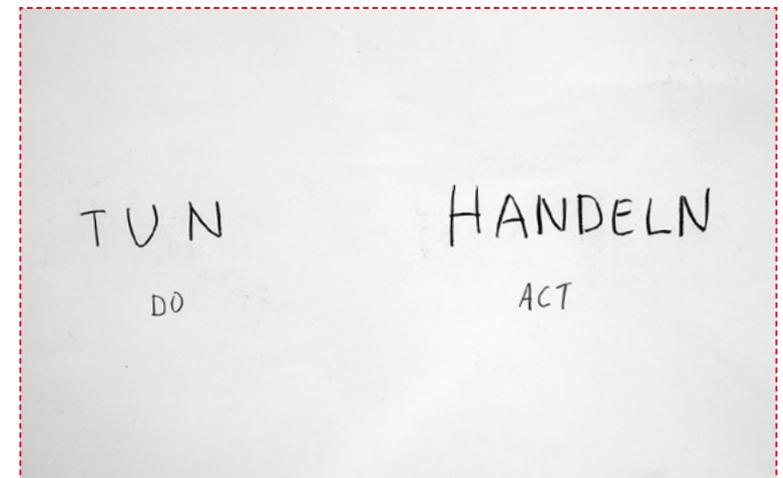
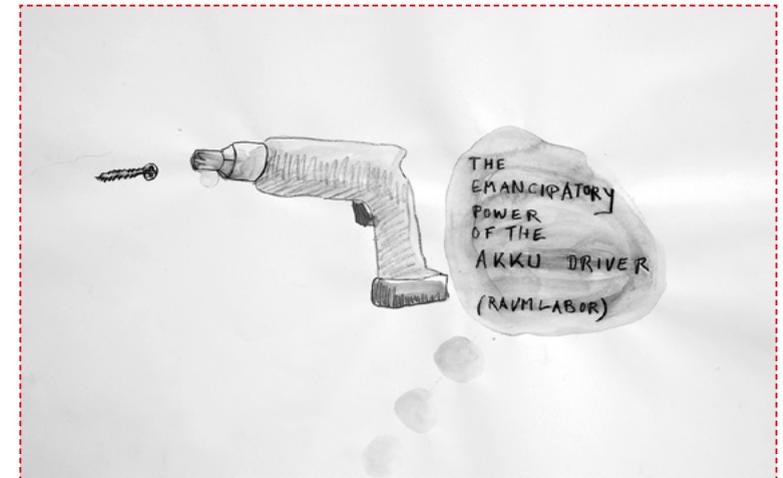
Eben diesen Fragen wäre in künftigen Schulformaten genauer nachzugehen: Wer lernt was und von wem? Wer setzt und bestimmt wie die thematische Agenda? Wer erklärt sich verantwortlich für die Gestaltung eines kollaborativen Lernraums? Wer bekommt wofür wie viel Geld? Wie positioniert sich die metroZones-Schule im politischen Feld der Stadt? Wie anwendbar muss das in ihr produzierte Wissen sein? Und wie schafft sie es, ihre durchaus widersprüchlichen Anliegen miteinander zu vereinbaren: die Sinne und Wahrnehmung zu schärfen, Reflexivität zu befördern, zum Handeln anzuregen.

Als ausgesprochen fruchtbar erwies sich der Einsatz von Graphic Recordings. Hierzu wurden Künstler*innen eingeladen, um Diskussionsfäden aufzuzeichnen und somit, auf höchst unterschiedliche Weise, visuell zu protokollieren. Diese gezeichneten Recordings sind somit eine Form der Simultan-Reflexion, die die üblichen eher textlastigen Formate ergänzt und neue Verknüpfungen und Assoziationen ermöglicht.

Das vorliegende Schoolbook stellt ausgewählte Fragmente, zentrale Begriffe und praktische Übungen aus den ersten beiden Modulen der metroZones-Schule vor. Es soll wie eine Schulbibel gelesen und genutzt werden – am besten gemeinsam mit anderen, als Anregung zum (Weiter-)Denken und Machen.

Wir bedanken uns bei allen Beteiligten für Interesse und Kritik, Zeit und Engagement. Insbesondere danken wir der Bundeszentrale für politische Bildung dafür, dass sie ein solches, naturgemäß ergebnisoffenes Bildungsexperiment ermöglicht hat.

Graphic Comments:
Christoph Schäfer



WIR HABEN DIE KOMFORTZONE VIELLEICHT BESCHRIEBEN, SIE ABER NICHT VERLASSEN

Die metroZones-Schule wurde maßgeblich mit gedacht, geplant und durchgeführt von dock europe. Seit 2005 organisiert der Verein politische Jugend- und Erwachsenenbildung, Weiterbildungen und internationale Austausch rund um Soziale Arbeit.

Petra Barz im Gespräch
mit Nicole Vrenergör

Das Team von dock europe begleitet Prozesse der Selbstorganisation und bietet Projekt- und Organisationsentwicklung in den Bereichen Schule, Jugendhilfe, Migration und Flucht sowie soziale Stadtentwicklung an. All dies läuft unter dem Slogan »Organizing Education«. Aber wie organisiert sich eigentlich Bildung? Wer bildet wen warum und was haben die Organisator*innen der metroZones-Schule im Laufe der zwei Schuljahre selbst gelernt? Darüber sprach Nicole Vrenergör mit Petra Barz von dock europe.

NICOLE VRENEGÖR: Anders als metroZones bezieht sich dock europe positiv auf den Begriff der Bildung und bezeichnet sich selbst als Bildungsträger...

PETRA BARZ: Der Begriff Bildungsträger wird von uns eher nur benutzt, um eine Branche zu markieren, um so über einen bekannten Begriff bei Menschen eine Idee aufpoppen zu lassen. Sicherlich lassen sich viele unserer Projekte dem Bereich außerschulischer politischer Bildung zuordnen. Der Begriff der politischen Bildung bezieht sich hier in Deutschland ja immer noch auf seine Entstehung in der Nachkriegsgeschichte – im Rahmen der Re-education-Programme der Alliierten und damit vor dem Hintergrund der Entnazifizierung und gedacht als Demokratieschule und Staatsbürgerkunde.

Ich selbst bin seit 20 Jahren unter anderem in der politischen Jugend- und Erwachsenenbildung tätig und da, wo ich mich bildungspolitisch sozialisiert habe, und so, wie auch dock europe seine Arbeit entwickelt hat, fühle ich mich in dem als »Civic Education« bezeichneten Modell wohler. Der Begriff ist nicht die Übersetzung von politischer Bildung, sondern er bezeichnet einen Ansatz, der lebenslanges soziales Lernen und ein Engagement für Demokratie und Zivilcourage be-

inhaltet. Dies ist ein Ansatz, der auch das Handeln der Einzelnen mit in den Blick nimmt.

NV: Und was hat es mit Slogan »Organizing Education« auf sich?

PB: Wir sagen, wir machen Bildung von unten, und da stellt sich für uns auch der Link in den Organizing-Bereich her. Organizing oder auch Community Organizing steht für einen radikaldemokratischen (Gemeinwesen-)Ansatz, der Menschen befähigen und »empowern« möchte, sich für ihre Interessen und Belange einzusetzen, gemeinsam mit anderen – egal ob gegen Diskriminierung, zu teure Mieten, für Bildung für alle, für ein Bleiberecht. Bildung ist heute längst kein Versprechen mehr auf das bessere Leben, auf Beschäftigung und Wohlstand und gleichberechtigte Teilhabe an allen gesellschaftlichen Bereichen. Wir denken, dass Bildung und Lernen vor allem das Ziel haben, sich überhaupt Wissen aneignen zu können, sich für die eigenen Interessen einzusetzen und sich mit anderen Menschen solidarisch zu vernetzen. Es geht um Kommunikation und soziales Lernen. Es geht um »doing society« oder »taking your rights« oder wie der Wegbereiter des Community Organizing, Saul Alinsky, es formuliert hat: »Menschen bekommen keine Chancen oder Freiheit oder Gleichheit oder Würde aus einem Akt der Nächstenliebe heraus; sie müssen dafür kämpfen, diese Dinge dem Establishment abringen.«

NV: Also ist Bildung in eurem Verständnis nicht etwas, das vom Staat angeboten oder gewährleistet wird, sondern ein Gut, das sich kollektiv angeeignet wird?

PB: Uns geht es in unserer Bildungsarbeit um die Verwirklichung gleicher gesellschaftlicher Zugänge und Rechte. dock europe schließt sich der Forderung an: »Bildung für alle« – unabhängig vom Aufenthaltsstatus. Sensibilisierung für migrationspezifische Bedürfnisse, Wertschätzung von mehrsprachigen Kompetenzen und Kontexten, Antidiskriminierungs- und Bildungsarbeit für eine Gesellschaft, in der Integration nicht als Einbahnstraße verstanden wird, sondern Ankommen als gemeinsamer Prozess, Chance und Aufgabe – daran orientieren sich unter anderem viele unserer Seminare und Projekte. So wie Kultur und Identität keine Container sind, keine Boxen mit einem Deckel drauf, so funktioniert Bildung nicht über einen Trichter, in den Wissen hineingestopft wird, sondern als lebenslanger Prozess der Aneignung und gleichzeitigen Produktion von Informationen, Wissen und Erfahrungen.

NV: Linke Bildungsveranstaltungen kopieren in ihren Methoden oft klassische Uni-Lernsettings: Beamer aufstellen, Powerpoint anwerfen, eine/r redet, zumeist jemand aus der Mehrheitsgesellschaft mit Dokortitel. Wie erklärst du dir diese Unflexibilität?

PB: Ich glaube, die Verlockung ist groß, aus Gründen »der persönlichen Sicherheit« Formaten den Vorzug zu geben, die erstens bekannt und vertraut sind; zweitens meinen linke Bildungsarbeiter*innen und Wissensproduzent*innen, sie müssten sich professionell gegen ideologische Angriffe der Gegenseite absichern und drittens liegt die Fokussierung auf der Vermittlung und weniger auf dem Prozess. Die Akademie fokussiert auf die Diskussion von Begriffen und Theorien. Und es hält sich sehr hartnäckig die Annahme, dass mit einer Reduzierung von Komplexität bzw. mit anderen Herangehensweisen eine Verflachung und Verfälschung von Diskussionen stattfinden würde. Wenn das Ziel aber ist, Denk- und Lernprozesse anzustoßen, Partizipation möglichst vieler diverser Menschen im gleichen Rahmen und gemeinsame Interventionen zu ermöglichen, dann muss ich den Prozess konsequent anders designen. Partizipation ist seit 40 Jahren das Lieblingswort in der politischen Bildung. Für mich bedeutet Partizipation nicht, dass man Leute mitmachen lässt, sondern dass es Räume und Settings braucht, die aus- und mitgestaltet werden, in denen sich unterschiedliche Erfahrungen und Überzeugungen widerspiegeln.

NV: Wie muss ich mir Lernprozesse, die auf Diversität als Ressource setzen, konkret vorstellen, was wären Beispiele für eine gute Praxis?

PB: Wenn ich z.B. weiß, dass eine 30-köpfige Gruppe zu groß ist, um sich in einer Runde ausgiebig vorzustellen, weil es zu zeitaufwändig ist und es bei z.B. unterschiedlichen Erstsprachen gleich eine Hürde darstellt, und ich aber gleichzeitig weiß, dass eine Gruppe besser miteinander lernt und arbeitet, wenn es ein soziales Warm-up gibt – dann setze ich so eine Methode an den Anfang jeder Zusammenkunft, dann gehört das dazu wie die Arbeit in Kleingruppen an Zitaten.

Wenn ich weiß, dass nach einem Vortrag eh nur diejenigen Fragen stellen können, die schnell und mutig genug sind, den Finger in die Höhe zu recken und die Zeit immer zu kurz ist, um alle zu hören, und ich statt Simultanübersetzung nur Flüsterübersetzungen gewährleisten kann, aber trotzdem möchte, dass alle möglichst viel verstehen – dann macht die Referent*in eben alle paar Minuten Pause und gibt die Möglichkeit, dass sich alle mit ihren Nachbar*innen austauschen können. Wenn mein Ziel ist, dass Menschen mit unterschiedlichen Sprachen und Hintergründen einen gemeinsamen Text verfassen, den wirklich alle mittragen, dann dauert das. Und dann überlege ich Schritt für Schritt, wie ein erstes Brainstorming aussehen kann, wie eine Redaktionsgruppe arbeitet, wie ein erster Textentwurf mehrsprachig kommentiert werden kann und vielleicht behandelt der Text am Ende erst mal einen Ausschnitt eines Komplexes.

NV: Die Themen Mehrsprachigkeit und Übersetzungen standen vor al-

lem in der zweiten metroZones-Schule im Fokus. Wie würdest du die gemachten Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit bilanzieren?

PB: Uns war von Beginn an klar, dass eine Diversität von Sprachen und Bildungshintergründen im Sinne eines inklusiven Anspruchs eine konsequente Anpassung des Lernsettings und der Methoden erfordert. Neben dem Einplanen von mehr Zeit und Geduld aller Beteiligten ging es uns z.B. um die Visualisierung von Veranstaltungen und um die Entwicklung neuer Bildsprachen. Daher kam auch die Idee, die gesamte Schule visuell zu protokollieren. Was daraus entstand, ist viel mehr als ein Graphic Recording – es ist eine Möglichkeit, Inhalte und Prozesse jenseits von Sprache zugänglich zu machen.

Eines ist sehr deutlich geworden: Ein guter Umgang mit Mehrsprachigkeit – in dem Sinne, dass alle gleichermaßen teilhaben können, auch wenn es eine gegebene Sprachdominanz gibt – ist im Grunde keine Frage einer besseren oder schlechteren oder häufigeren Übersetzung. Auch wenn wir ganz gut gefahren sind mit dem, was wir »sporadische Mehrsprachigkeit« genannt haben: Was es braucht, sind veränderte Formate – und zwar konsequent durchdacht und durchgeführt. Und das fängt schon beim zeitlichen Rahmen an. Reflexive und kommunikationsbasierte Einheiten sind per se für viele Menschen anstrengend bzw. ungewohnt. Mehrsprachigkeit multipliziert die individuellen Anstrengungen und Übersetzungsleistungen. Daher macht es Sinn, Einheiten konsequent zeitlich zu begrenzen, sodass nicht die Menschen mit dem besten Sitzfleisch übrig bleiben. Erfahrungsbasierte Übungen, Erkundungen, Arbeit in kleinen Gruppen klappen hingegen sehr gut.

Graphic Comment:
Christoph Schäfer



Die Frage der Übersetzung hat uns selber immer wieder kalt erwischt: Wie übersetzen wir universitäre Sprache und akademische Komplexität in unseren Anspruch, alle mitzunehmen, bzw. wie schaffen wir Formate, in denen sich die diversen Adressat*innen auch tatsächlich angesprochen fühlen.

Insgesamt würde ich sagen: Wir haben die Komfortzone vielleicht beschrieben, sie aber nicht verlassen. Wir haben nicht ausreichend selbstkritisch in den Blick genommen, dass Sprache gesellschaftlich relevant ist als Mittel, um symbolische und faktische Ausschlüsse zu legitimieren. Wir haben bemerkt, dass Menschen im Laufe der Schule auch ausgestiegen sind, dass wir sie nicht mitgenommen haben, und konnten aber im Prozess der Schule nicht mehr angemessen darauf reagieren. Das ist für mich jetzt wichtig in der gemeinsamen Auswertung.

NV: Was hat dock europe aus der Kooperation mit metroZones gelernt?

PB: Für uns war das eine sehr bereichernde Zusammenarbeit, sowohl auf der methodischen als auch auf der inhaltlichen Ebene. Die Begriffswahl, das Aufgreifen von Begriffen aus der internationalen Diskussion, wie z.B. »tecnopolítica« und die damit verbundenen Begriffsklärungen – daraus hat sich ein sehr wertvolles kleines Glossar für unsere Arbeit ergeben.

Für unsere politische Bildungsarbeit sind die beiden Kontexte Migration und die Stadt als Ort »verdichteter Unterschiedlichkeit«, als Ort der vielfältigen kulturellen Praktiken, Aushandlungen und sozialen Positionen aktuell sehr bestimmend. Wir arbeiten ja zum Beispiel seit Jahren an einer Haltung und einem Bildungsverständnis, das den Zusammenhang von Migration, Phänomenen der Einwanderungsgesellschaft und der diversen Stadt jenseits von kulturalisierenden oder ethnisierenden Paradigmen herstellt. Das Konzept der »urban citizenship«, welches ursprünglich aus der migrationswissenschaftlichen und kritischen Stadtforschung als Antwort auf die Frage nach der lokalen Dimension von gesellschaftlicher Teilhabe entwickelt wurde und mit dem wir uns durch metroZones und die Schule intensiver beschäftigt haben, öffnet uns neue Perspektiven und Methoden für die Weiterentwicklung politischer Jugendbildung in der Stadt des Ankommens und in neu entstehenden Nachbarschaften.

NV: Gibt es auch neue Methoden oder Herangehensweisen, die ihr in eurer Bildungsarbeit übernommen habt?

PB: Das Kennenlernen ethnografischer Methoden der Stadtforschung war für uns sehr wichtig, also die (kritische) Auseinandersetzung mit einer neuen oder auch bekannten Umgebung jenseits der scheinbar normalen Alltagskulisse: Welche Bilder haben wir von der Stadt? Wie

orientiere ich mich? Wer entscheidet darüber, wie Stadt aussieht und wer wo wohnen kann? Welchen Einfluss hat der Stadtteil, in dem ich lebe, auf meine Zukunft? Wie können wir teilhaben und mitbestimmen?

Wir setzen z. B. den Dérive in Antidiskriminierungs- und Sensibilisierungsschulungen für Behördenmitarbeiter*innen ein. Hier geht es darum, von einer eindimensionalen, ausschnitthaften Wahrnehmung zu einem Perspektivenwechsel zu kommen und Hypothesen über das Klientel, die häufig stereotyp sind, um weitere Hypothesen zu erweitern. Die Mitarbeiter*innen mal durch ein Viertel zu schicken, in dem sie arbeiten, aber nicht wohnen, und sie einzuladen, bei jedem blauen Auto die Straße zu überqueren oder einer anderen Sprache zu folgen – das bewegt auch den Kopf. Genauso wie das Mapping, das wir nun auch mit Jugendlichen in Stadtteilen durchführen: Wer wohnt hier? Was sagen uns die Fenster, was berichten uns die Klingelschilder, was nehme ich wahr, wenn ich auf einer Parkbank zehn Minuten die Augen schließe und nur höre – und wie bekomme ich raus, an welcher Ecke die meisten Menschen vorbeigehen. Denn vielleicht ist das für mich wichtig, um zu wissen, wo ich den Infostand meiner Jugendinitiative aufbaue oder wo ich beim nächsten Camp gegen Rassismus die Open-Mic-Ecke installiere.

Die Schule war ein hervorragender geschützter Experimentierraum für die Arbeit mit ethnografischen Methoden. Unser Werkzeugkoffer hat sich auf jeden Fall um weitere Tools gefüllt – Werkzeuge, um sich einzumischen, also Partizipation at its best.

SICH EINBEZOGEN ZU FÜHLEN IST KEINE LEICHTE SACHE.

Was war die metroZones-Schule aus Sicht eines Teilnehmers, der 2015 und 2016 dabei war? Was hat es mit experimentellen Begegnungen auf sich?

Alexis Rodriguez

Ich als Teilnehmer

Hier verknüpfen sich meine Perspektive als Migrant wie auch mein Hintergrund als Stadtanthropologe. Ich besuchte die Schule nach wenigen Monaten der Ankunft in Deutschland. Als »Neuling« bedeutete die Schule für mich Zugang auf zwei Ebenen: erstens die Möglichkeit, meine neue Stadt innerhalb einer Gruppe mit verschiedenen Ansätzen und Methoden kennenzulernen, und zweitens den direkten Kontakt mit Menschen und Gruppen, die tagtäglich mit lokalen Sorgen und Problemen zu kämpfen haben. Also eine intensive und tiefgehende Erkundung von Stadt und ihrem sozialen Kontext. Diese Erfahrung hat es mir ermöglicht, meine eigene Rolle in der Stadt zu reflektieren und zu entscheiden, inwieweit ich ein aktiver Teil davon sein möchte.

Die Logik der Schule

Sich einbezogen zu fühlen ist keine leichte Sache. Vor allem, wenn man noch unsicher ist mit der Sprache und den sozialen Umgangsformen. Der Zugang zu Austausch und Aktivitäten für jede/n, der oder die das möchte, war immer ein Grundgedanke der Schule. Die Macht des Übersetzens war nicht nur ein Thema eines Workshops, sondern eine stetige Frage beim Miteinander-Arbeiten. Bei den Gruppenarbeiten konnte so jede/r unabhängig von den Sprachkenntnissen teilnehmen und – je nach Erfahrungen und Einflüssen – wichtige Erkenntnisse beisteuern. Diese unhierarchische Arbeitsweise ermöglichte eine organische Entwicklung der Schule, die von Debatten, Diskussionen und aktiver Teilnahme lebte.

Experimentelle Formen der Begegnung

Die metroZones-Schule bot einen Ort der Begegnung, wo man auf Menschen mit verschiedenen Herkunft und Hintergründen treffen und Erfahrungen und Perspektiven austauschen konnte. Wir wurden zu einer Art sozialem Labor, in dem Themen sowohl theoretisch als

auch praktisch bearbeitet wurden. Anhand konkreter Beispiele haben wir soziale und künstlerische Projekte, technische Entwicklungen und verschiedene Begriffe und Praxen kennengelernt und diskutiert. In diesem Labor haben wir aus Sicht von Künstler*innen, Stadtplaner*innen, Hacker*innen oder Journalist*innen einen multiperspektivischen Prozess des Lernens erfahren. Gemeinsam haben wir die Stadt mit ihren verschiedenen Facetten erkundet und konnten uns dabei durch die Expertise aus Bereichen wie Museen, Kulturzentren, akademischen Disziplinen oder sozialen Gruppierungen anregen lassen.

Aus meiner Sicht weist dieses Format der nichtformellen politischen Bildung Ähnlichkeiten mit der lateinamerikanischen Tradition der »educación popular« auf. Ziel dieser Tradition war zunächst die Alphabetisierung von Gemeinschaften. Diese Alphabetisierung beinhaltete die Vermittlung politischer Grundlagen von Gleichheit ohne Bevormundung und basierte auf der Idee, sozialen Wandel durch den Gebrauch von Dialog zu generieren. Lesen und schreiben zu können eröffnet die Möglichkeit, eigene Sichtweisen der Geschichte zu erzählen oder umzuschreiben.

In der metroZones-Schule ermöglichte vor allem die breit gestreute Mischung von Teilnehmenden besondere Erfahrungen in der Zusammenarbeit. Gemeinsam entwarfen wir eine Landschaft von Begriffen und Fragen, die es zu reflektieren galt, um ein gemeinsames Leben zu vereinfachen. Zudem arbeiteten wir an einer Art Kartierung von sozialen Akteur*innen, Initiativen, Problemen und Konflikten der Stadt. Diese Karte verdeutlichte uns die sozialen Bewegungen und die Komplexität der Stadt, in der wir leben. Zugleich half sie uns, Strategien und Aktionen zu planen und umzusetzen. Letztendlich konnten wir so Methoden und Technologien zusammentragen und ihre Reichweiten und Grenzen ausloten.

VERORTUNGEN

Das »aquarium« am Kottbusser Tor

In Berlin traf sich die metroZones-Schule 2016 mitten in Kreuzberg am Kottbusser Tor. »Der Kotti« ist nicht nur Verkehrsknotenpunkt und ein als sozialer Brennpunkt stigmatisierter Ort, sondern auch soziales Zentrum des Stadtteils.

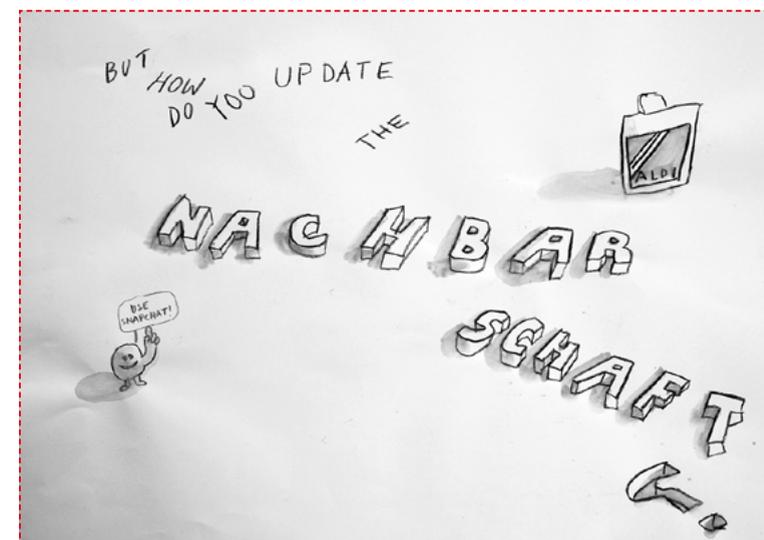
Seit vielen Jahren schon arbeiten Bewohner*innen in Elterninitiativen, im Quartiersrat oder in der Bibliothek daran, gegen den herrschenden Gewalt- und Kriminalitätsdiskurs den Kotti zu einem lebenswerten Ort zu machen. 2011 hat sich hier zudem die Mietergemeinschaft »Kotti & Co« (kottiundco.net) gegründet und hat im Folgejahr den Platz mit ihrem Protest-Gecekondu besetzt – politische Teestube und Headquarter einer inzwischen stadtweit bekannten Protestbewegung, die für bezahlbaren Wohnraum streitet. Das Gecekondu steht bis heute und macht immer wieder durch mediale Offensiven – darunter auch das Live-Radio kotti.fm im Sommer 2016 – von sich hören. Die Mieterinitiative hat ein Label behauptet (I love Kotti) und zugleich, räumlich wie politisch, einen neuen, in der Stadtlandschaft unübersehbaren Ort geschaffen, der sich federführend in die Berliner Mieten- und Wohnungspolitik einmischt.

Schwer vorstellbar wäre das Gecekondu ohne die Unterstützung durch den Nachbarn gegenüber, die großflächige Bar »Südblock«. Deren Betreiber*innen haben den früheren Niemandsort zwischen Neuem Kreuzberger Zentrum, der Hochbahn und der eher unwirtlichen Skalitzerstraße zu einem urbanen Kreuzungspunkt gemacht, an dem Nachbar*innen und Aktivist*innen, Kreuzberg-Besucher*innen und queere Kultur aufeinandertreffen.

Als aus dem Ladenlokal um die Ecke das alteingesessene Fachgeschäft Aquarien Meyer auszog, setzte das Südblock-Team auf Erweiterung: Auf der 300 Quadratmeter großen ehemaligen Ladenfläche sollte ein offenes Forum für die Nachbarschaft, für Vereine und die interessierte Öffentlichkeit entstehen, für Seminare und Veranstaltungen, Aktionen, Workshops und Sozialberatungen – möglichst heterogen und inklusiv.

Graphic Comment:
Christoph Schäfer

Die metroZones-Schule war seit dem Frühsommer 2016 eine der ersten Gruppen, die das »aquarium« – damals noch im Umbau – für seine Schulversammlungen nutzte. Die bodentiefen Glasfenster, die den Blick nach draußen »in die Stadt« ebenso möglich machten wie den von außen nach innen, schienen uns dafür ebenso passend wie das Unfertige des Ortes, der noch im Aufbau begriffen war – genau wie unsere Workshops und Diskussionen über städtisches Handeln: under construction. // AH + KW



Die »fux-Kaserne«

Was wäre die Schule für städtisches Handeln als materialisierter Ort? Ein USB-Stick in einem 3D-Drucker oder eine mobile Interventionsbude mit ausklappbaren Bänken und Leinwänden, WLAN und Medienproduktionsplätzen? Bestünde die Schule aus einem solitären Gebäude oder wäre sie nur dann stabil, wenn sie sich andockt an konkrete Orte politischer Praxis?

Nicht zufällig ploppt bei diesem Gedankenspiel vor meinem Auge das Bild der »Kaserne« auf. 2016 hat dock europe als Teil des Projektes fux eG in einer ehemaligen denkmalgeschützten Kaserne ein Internationales Bildungszentrum gegründet – mit Seminarräumen und

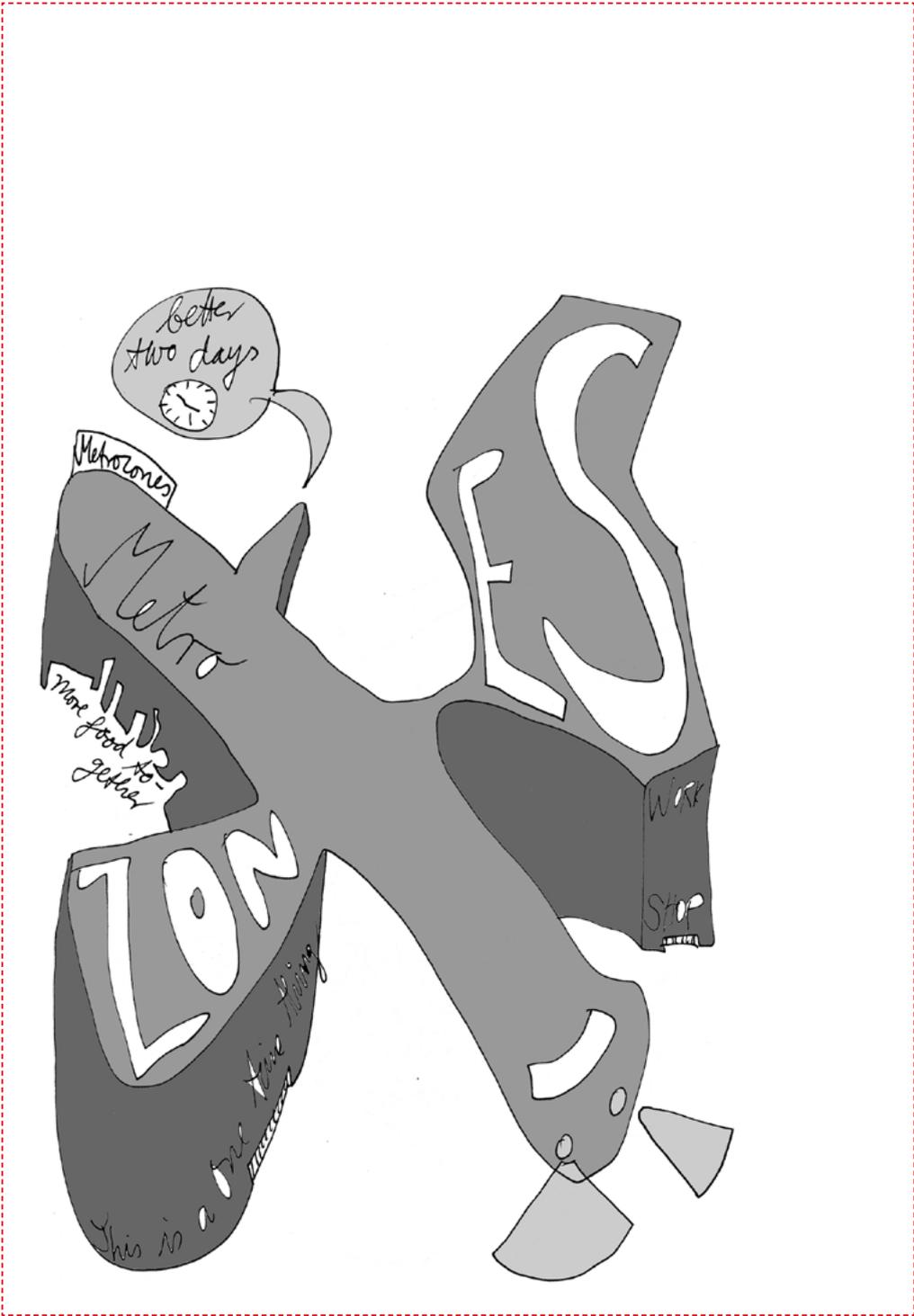
Gästeetage. In und um dieses Gebäude herum hat auch der zweite Teil der Hamburger metroZones-Schule stattgefunden.

Die »fux-Kaserne« setzt auf Selbstverwaltung, Teilhabe und Beteiligung. Die Genossenschaft hatte sich 2013 als Ergebnis stadtpolitischer Auseinandersetzungen um verknappte Räume gegründet. Bildung trifft Kultur – die Energie und Experimentierfreude in der Synergie sprudeln schon jetzt in den Stadtteil hinein und darüber hinaus: Die fux eG und darin das Internationale Bildungszentrum sind ein Ort der Begegnung – mit internationalen Projekten, Beschäftigung und Praktika für Geflüchtete, unter einem Dach mit Bildungseinrichtungen, selbstverwalteten Jugendräumen, Ausstellungsflächen und Filmfestivals, dem Chaos Computer Club sowie Künstler*innen und Kreativen, Handwerker*innen, Journalist*innen und vielem mehr. Ein Ort, der unterschiedliche Zugänge für unterschiedliche Menschen bieten möchte.

Dies bedeutet aber auch, dass hier permanent Aushandlungsprozesse stattfinden. Im Haus verhandeln 220 Genoss*innen ihre verschiedenen Bedürfnisse – zwischen Individuum und Kollektiv, zwischen (sozialem) Unternehmer*innentum und (Sub-)Kulturschaffenden, um nur einige der Konfliktfelder zu nennen. Hier dürfen viele mitmachen, sie müssen aber auch mitmachen – und sie können es auch, weil es Gestaltungsraum gibt. Aus der alten Polizeikaserne in Hamburg-Altona soll im Laufe der Zeit eine diverse kosmopolitische Denk- und Praxisfabrik entstehen, in der gemeinsam Wissen & Erfahrungen gesammelt werden. Die Idee ist, dass sich Menschen und Gruppen mit ihren Fähigkeiten und Fertigkeiten selbstbestimmt präsentieren können und miteinander in Kontakt kommen. So wie die temporäre Schule für städtisches Handeln – das Große im Kleinen, ein Brennglas und eine Beschleunigerin von Erfahrungen. // PB



Graphic Comment: Christoph Schäfer



Graphic Comments: Erik Göngrich



01

KONNEKTIVITÄT / TECNO POLITICA

Konnektivität verstehen wir in einem weiten Sinne, jenseits technizistischer Engführungen oder Smartness-Diskurse, als Herstellen von Verknüpfungen – zwischen Lokalitäten, Räumen, Geografien und Erfahrungen.

Gemeint sind translokale, grenzüberschreitende Praxen, die in städtischen Alltag eingreifen und Verbindungen zwischen bislang Unverbundenem herstellen, neue Kollaborationen, Sozialitäten und Bündnisse ermöglichen. Unsere Städte sind ohnehin längst hybride Räume, in denen sich Soziales und Digitales permanent durchdringen. So interessiert uns mit Blick auf städtisches Handeln die Verschränkung zwischen urbanen und digitalen Bewegungen, die andauernde Hin- und Herübersetzung zwischen Online- und Offline-Dynamiken, die Möglichkeit der Gleich-Zeitigkeit und der »Überschreitung«, wie die Netzkünstlerin Michelle Teran es nennt, von räumlichen und zeitlichen Begrenzungen. Ist das Internet ein Muss, wenn es um Konnektivität und Netzwerke geht – oder ist auch Vernetzung jenseits des World Wide Web denkbar? Das MAZI-Projekt zeigt, dass es grundsätzlich möglich ist und dass der Körper ein Passwort sein kann.

Aus dem südlichen Europa stammt der Begriff der »tecnopolítica«, den die Künstlerin Michelle Teran für »hybride städtische Praxen« am Beispiel der spanischen Häuserkämpfe erläutert. Dass Online-Mobilisierungen keinesfalls an die Stelle von städtischen Raumnahmen treten, sondern sich auf neue Art mit ihnen verschränken können, steckt auch im Begriff der »connected multitude«, der den Theoriebewegungen des globalen Südens entstammt: neuartige Formen der Verknüpfung von Ich und Wir, erweiterte »asambleas« und so etwas wie eine Politik des Dezentralen. // AH

ALS PASSWORT GILT DIE KÖRPERLICHE ANWESENHEIT

Im Mittelpunkt unserer Zusammenarbeit mit der Nachbarschaftsakademie steht das Nachdenken darüber, wie wir mit Technologie navigieren, kommunizieren und wie wir damit Öffentlichkeiten generieren.

Andreas Unteidig

Ein Pionierprojekt ist der »Briefkasten« für eine Gruppe von Senior*innen, als in Berlin die ganzen Online-Nachbarschaftsplattformen hochgepoppt sind und klar wurde, wie sehr diese digitalen Angebote potentiell ausgrenzend sind. Also haben wir darüber nachgedacht, wie man das übersetzen kann: In dem Briefkasten wurden analoge Texte digitalisiert und in digitale Plattformen eingespeist.

Bei der Arbeit mit der Nachbarschaftsakademie war von Anfang an klar, dass wir nicht daherkommen und sagen »Wir entwickeln jetzt mal Technologie für euch«, sondern dass es um die Frage ging, was für stadtpolitische Initiativen ein interessantes Tool sein könnte. In verschiedenen Workshops wurde gar nicht über Technologie, sondern über Prozesse und Erfahrungen des Lernens diskutiert. Was sich herauschälte: Was bräuchten wir, um den gesammelten Wissensschatz zu teilen? Denn es gibt zentrale Akteurinnen und Akteure der Akademie, bei denen sich das Wissen und die Kontakte bündeln, die wieder in die Community zurückgebracht werden sollten – also die Frage, wie sich individuelles Wissen und Lernen quasi »verallgemeingütern« – es gibt ja keine gute Übersetzung für Commoning – lässt.

Unser Ansatz ist, eine lokale Bibliothek von kondensierten Gesprächen anzulegen, also ein lebendes Archiv zur Dokumentation von Begegnungen, Gesprächen und Lernerfahrungen, aber auch ein Modus des Broadcasting und der Sichtbarmachung. Dazu wurde eine Interviewsituation entwickelt, mit einem festen Fragesatz, der in verschiedenen Kontexten von Akteur*innen beantwortet wird. Diese Antworten werden aufgezeichnet – und zwar in komprimierter Form: also nachdem es ausführliche Interaktionen (Workshops, Vorträge, Diskussionen) mit der Person gegeben hat. Schließlich wird das entsprechend editiert, sodass entweder eine Person oder auch ein Thema gehört werden kann.

Graphic Recording:
Britta Kussin

www.nachbarschaftsakademie.org



In dieses wachsende Archiv kann man sich über den lokalen MAZI-Server, der als kleiner Kasten auf dem Tisch liegt, via Smartphone einloggen; als Passwort fungiert die körperliche Anwesenheit. Richtig los geht es in der Freiluftsaison im Frühsommer 2017. Später soll ein Toolkit zusammengestellt werden, mit dem sich jede Initiative ihr eigenes Netzwerk zusammenbauen kann. Die Software wird open source verfügbar sein, offen für Aneignungen und Veränderungen. Die technischen Voraussetzungen für einen solchen eigenen Webserver sind denkbar niedrig: Es braucht eine Batterie und einen Mikrocomputer mit WLAN-Router (Kostenpunkt 30 Euro); es geht aber auch mit Smartphone oder Laptop. Mit allem, was eine WLAN-Antenne hat, kann man nicht nur empfangen, sondern auch senden.

Die anstehenden Erweiterungen liegen schon jetzt auf der Hand:

- die Möglichkeit, den Fragenkatalog durch neue Fragen zu erweitern
- die Herstellung von Mehrsprachigkeit (bisher alles auf Englisch)
- der Einbezug von visuellem und auch von Kartenmaterial
- eine stärker interaktive Gestaltung, für Feedback, aber auch damit sich Besucher*innen womöglich selbst interviewen können
- die bessere Platzierung im öffentlichen Raum, auch jenseits des kleinen Biotops.

Die größte Herausforderung stellt für uns die Frage dar, wie genuin analoge Situationen (Gruppendiskussionen, Gespräche mit Nachbar*innen etc.) in solch ein digitales Format überführt werden können. Und: Wie lassen sich weltumspannende Verbindungen zwischen Offline-Netzwerken aufbauen? Das geht bislang ja nur über das Internet.

MAZI UND OFFLINE-NETZWERKE

MAZI ist griechisch und bedeutet »zusammen«. Neue Praxen des Zusammenkommens untersucht ein von der EU gefördertes Projekt: Es geht um die Rolle von Netzwerktechnologie für die Verknüpfung lokaler Gemeinschaften abseits von Kommerz und ohne den scheinbaren Sachzwang, dass alle Kommunikation stets über das Internet laufen muss. Das Herz von MAZI liegt in Griechenland, beteiligt sind vier europäische Universitäten, die jeweils mit städtischen Initiativen kooperieren – in Berlin ist es Andreas Unteidig vom Design Research Lab der UdK, der mit der Nachbarschaftsakademie der Prinzessinnengärten zusammenarbeitet (www.nachbarschaftsakademie.org).

Im Kontrast zum weltweiten Netz haben Offline-Netzwerke eine begrenzte Reichweite: Bei der Nachbarschaftsakademie sind es kaum mehr als 30 Meter.

Für Offline-Netzwerke spricht aus Sicht ihrer Betreiber:

- die Frage nach der »Unanzapfbarkeit« und damit des Eigentums der Daten;
- die Garantie der räumlichen Nähe, also dass alle Menschen, die mit diesen Daten agieren, auch physisch präsent sind;
- die Zugänglichkeit: Netzgestützte Kommunikation kann auch da ermöglicht werden, wo es keinen Internetzugang gibt oder die Mobilfunkverbindungen, etwa aus politischen Gründen, gekappt sind;
- die Robustheit: Als Hurrikan Sandy 2012 über New York City fegte, hielt nur ein lokales Netzwerk stand, das in der Black Community installiert war, eigene Antennen auf den Dächern hatte und von der Stadt für Notfallkommunikation genutzt wurde;
- Es ermöglicht die Entwicklung alternativer Narrative jenseits der Smart-City-Diskurse.

// AH

TECHNOPOLITICS AND HYBRIDITY: DIGITAL TACTICS AND URBAN STRUGGLES

I have been working on the right to housing movement in Spain since 2013. I looked at how they used digital media to record people at the squares, scanning the squares by cameras.

Michelle Teran

For me this is a sort of reading, of assigning some legibility, from these individual bodies that become an uncoordinated yet collective choreography: the cameras documenting their position at the square and their relation to the multitude of people standing around them. So that for me is a technopolitical practice. It is about how things from the info-sphere are working with things that are taking place in urban space, different levels of interaction and interrelations between social media and physical experience.

It all started from the urban and civil uprising 15th of May of 2011, later known as 15M, when the twitter sphere and urban space got more and more interlinked. It started by some programmers that processed data generated by social media, creating an archive about 15M. They were only using what people were producing, a sort of data-screeping, but finding new ways to bring it all together: they made it available to everybody and invited everybody to contribute to it, creating his or her own storylines from the material found at the archive. In the incredible amount of informations they were going through all the digital trash to look out of something valuable, bringing together information and creating new narratives.

In the fourth anniversary there have been 324 asambleas in towns and neighbourhoods, work groups, MAREAS as citizen's movement, march of dignity, sinfónica as protest.

Another example are the campaigns of PAH (Plataforma de Afectados por la Hipoteca), a right to housing movement that emerged due to mortgage crisis in Barcelona in 2009, with up to 180 evictions a day. There are 216 nodes operating throughout Spain: the campaign consisted in easy-to-read-graphics, easily to understand, to circulate and

to reproduce – using the campaign to highlight and visibilize certain parts at this very complex housing crisis.

¿donde está mi hipoteca?

It is not so much about hackers helping people, but more learning the tools to find out where and how people can address these problems, how to prevent being evicted. It was a nationwide campaign, social media campaign packages, including the graphics, the posters, any sort of useful documents, suggestions of tweets – a whole toolkit to be able to act. An important element was also a life feed from direct action as a symbolic takeover of a bank, sharing it as it is happening. There are some crucial characteristics of these tactics:

Concept of overflow (desborde): it means decentralized actions connected through social media, coordinated, but autonomous, a collective construction that is at the same time uncontrollable. Mutant identities, loose control, actors operating with freedom, creating visibility in other places besides the initial point.

Transmedia storytelling: means the telling of stories over multiple platforms: something may start at a typing pad, then it circulated through WhatsApp and different nodes. It is crucial to have WhatsApp, it is the only way to participate in campaigns; then it goes to Twitter, to Facebook, to all the other platforms, to TV, the information is jumping around. No problem with commercial software: whatever can be used by most people and easily ...

Another campaign of PAH was in 2012 »obra social«, targeting and occupying empty buildings for a social use, owned by the bank and in disuse for at least three years. It is not a symbolic takeover, but people actually moving in. They have to contribute to the movement and to assemblies, so the different urban movements become connected to that building. [In 2015 Michelle lived in one of these buildings and produced a film »dignity/la dignidad« and also translated a manual into English.]

Whatever the practice is, it is crucial to produce a toolkit out of it, with the instructions, the graphics, the model and useful documents, showing people to assume their agency.

www.ubermatic.org

Graphic Recordings:
Britta Kussin



Finally, the concept of territories: creating something viral through the digital networks is not enough, as we saw in the occupying of banks and buildings, all these actions are marking out territories as sites of direct actions.

This whole ecosystem of nodes, which creates a social political fabric, taking place in the neighbourhoods, creating direct social connection with actions in other places, by mapping, visualization of data, and creating visibility of what is not officially visible, close to critical cartography, creating your own statistics for instance of how many evictions took place.

Hybrid practices consist of talking about networks and ending up in the city space – and viceversa.

CONNECTED MULTITUDE – DIE POLITIK DER NETZE

»Multitud Conectada«, die verknüpfte Multitude, ist ein Begriff der spanischen Tecnopolítica-Bewegung, die aus den städtischen Protesten und Raumnahmen im Jahr 2011 (bekannt unter 15M) hervorgegangen ist.

Die Kommunikationswissenschaftlerin Guiomar Rovira Sancho beschäftigt sich politisch und theoretisch mit diesen neuen Netzpolitiken. Anbei zwei Textfragmente – eines im spanischsprachigen Original, ein zweites in englischsprachiger Übersetzung.

»La multitud conectada es entonces una constelación performativa que emana de múltiples acciones individuales, capaz de acuerparse in situ y a la vez de sincronización en redes. Son varias sus características que la distinguen de otro tipo de actores colectivos, a pesar de que la multitud conectada nunca se da en estado puro. Quizás la metáfora más atinada de la red fue la que hicieron Deleuze y Guattari (1997) al hablar del rizoma como constitutivamente impuro e inaprensible. (...) La política de la multitud conectada precisa de las asambleas como una forma de encarnar la toma de decisiones, de hacerla física, aunque siempre la asamblea es una metonimia, una puesta en escena de la parte por el todo. De alguna manera, la capacidad ›soberana‹ de la asamblea no es tal. La multitud conectada va más allá y actúa y se modula a su modo, incluso para encarnarse o para evidenciar el desencuentro (...).«

Aus: Guiomar Rovira Sancho: *Activismo en red y las multitudes conectadas. Comunicación y acción en la era de Internet. Mexiko-Stadt: Icaria-UAM Xochimilco, 2017, S. 146–147.*

Graphic Recording:
Matze Jung



Aus: Guiomar Rovira Sancho: *Networks, insurgencies, and prefigurative politics: A cycle of global indignation. In: Convergence: The International Journal of Research into New Media, 15 July 2014, S. 6–7*

*Manuel Castells: *Networks of Outrage and Hope. Social Movements in the Internet Age. Cambridge: MA, Polity Press, 2012*

»As networks, those insurgencies cannot be defined as a finite number of parts but are multiplicities organized around the principle of perpetual inclusion. (...) It is both the open unity and the heterogeneous flow of a networked structure that allows individual participation in building the commons without mediation or representation. (...) This form of ›self-politics‹ across connected multitudes is linked to what Manuel Castells* calls ›mass self-communication‹: the possibility that people can be producers/receivers of their own messages and can recombine them, remixing codes and formats, diversifying, and multiplying the points of entry in the communication process. Being a node in the network is to exist inseparably from others and makes evident the impossibility of closing the system. The difference between witnessing a phenomenon and being part of it (being ›connected‹) comes to mind. Networks do not exist in a fixed totality. They remain incomplete and open, an area can be destroyed and another one grows, like in a rhizome.«

DIGITAL TOOLS

Here comes a short list of digital tools, some recommendations of helpful software and platforms for creating, connecting, documenting and other tasks in urban/digital context.

During one of the workshop of the metroZones-school we were trying different tools and discussed our experiences with them. We used free and non-free software, commercial platforms and open networks. We experimented with possibilities of pseudonymous/anonymous usage, privacy settings, ease of use to tell stories or map our spatial context and how such tools enables or even foster collaborative work.

This list here focuses on free software (check the free software foundation or Wikipedia for a definition, in short: these tools are »free as in free speech«!) and platforms, where we believe that they respect privacy and don't have (direct) commercial interests. Their usage is free of costs, while probably all organizations involved would be happy for support, may it be a donation to cover their expenses or feedback on your user experience.

Collaborative Writing: EtherpadLite

Etherpad is a web-based editor, where contributors can write text together in real time. A tool for writing minutes, concepts, todo-lists, pamphlets and other collective text-creating efforts. There are several instances in the web, for example <https://pad.riseup.net> or <https://www.piratenpad.de> (watch out for Jetpad, a new variation of Etherpad that allows annotations and comments of the written text).

Creating Images: GIMP www.gimp.org

GIMP is the abbreviation of GNU Image Manipulation Program and this says exactly what it is: a free software for creating and manipulating images on your desktop, be it Linux, Windows or Mac OS. Other helpful free tools would be Inkscape (illustrations and vector images), Scribus (layout) or LibreOffice (texts, presentations or table calculations).

Open Mapping: uMap <https://umap.openstreetmap.fr>

A web-based service of the french Openstreetmap community. It allows the quick and easy creation of custom web maps, enriched with vectors, markers and texts. Your map can be easily embedded in your website. <http://wiki.openstreetmap.org/wiki/UMap> gives an overview of current installations, tutorials and showcases

Direct Communication: Signal <https://whispersystems.org>

For a secure way to text (SMS), to make voice and video calls on your smartphone, you can use Signal. There are apps for most smartphones (Android, iOS) and even a desktop client (via Chrome) with a strong end-to-end-encryption. It works as a replacement of the normal SMS client, but to non-Signal-users you still can send text messages via normal, unprotected channels like SMS or MMS.

Mutual Communication and Exchange:

Schleuder <https://schleuder.nadir.org>

If you use openPGP/GPG encryption (which is a great way to ensure privacy for your emails), you know the difficulties of using this technique in group communications and you've probably missed this feature for mailing lists. Schleuder promises relief, it offers mailing lists with GPG backed encryption. It is free software that can be installed on Linux servers.

Riot <https://riot.im>

A different, maybe complementary approach provides Riot, a web-based service that works as a collective chat room. It has also end-to-end-encryption and the underlying framework is open source. Additionally it offers different »bridges« to connect other tools and services (like IRC/Jabber). It's a good way to support ad-hoc working groups with an own communication channel.

The list is of course neither sufficient nor complete. For more tips, check for example the website »Digital tools for info-activists« at: <https://howto.informationactivism.org>

02

ALGORITHMUS

Folgt auch das Ordnungssystem der Bibliothek einem Algorithmus? Welche Probleme lassen sich mit den Computercodes lösen, welche nicht? Welche neuen Verbindungen und Gemeinschaften werden durch Algorithmen produziert? Was verbirgt sich in der Black Box Google? Wie werden unsere alltäglichen Bewegungen durch die Stadt von digitalen Programmen beeinflusst?

Ein Ansatz der metroZones-Schule war die Auseinandersetzung mit Begriffen und Konzepten, die im Zuge einer gesellschaftlichen Digitalisierung zunehmend unseren Alltag beeinflussen. In einem der ersten Salons haben wir uns den Begriff »Algorithmus« genauer angesehen. Anhand von Interviewausschnitten, TED's, einem Kurzinput des Medienwissenschaftlers Felix Stalder und eigenen Alltagserfahrungen diskutierten wir die Rolle von Computercodes als notwendigen strukturierenden Ordnungssystemen und reflektierten diese Algorithmen kritisch als wirkmächtige Handlungsweisungen. // KW

A WIE ...

Eine Zusammenstellung einiger hilfreicher Erläuterungen aus dem Diskussionsbeitrag von Felix Stalder:

→ Algorithmus ist zunächst ganz allgemein eine standardisierte Handlungsanweisung. Sie ist standardisiert, da sie eine beschreibbare Anzahl von begrenzten eindeutigen Schritten ist, die ausgeführt werden, um ein bekanntes Problem zu lösen. Wie komme ich von Punkt A nach Punkt B.

→ Ein Beispiel ist die Ikea-Möbel-Anleitung. Es gibt einen Input, eine standardisierte Handlungsanleitung, in diesem Fall Piktogramme. Diese Inputs werden in einen Output übersetzt durch eine ausführende Maschine, hier der Mensch, idealerweise kommt ja immer dasselbe dabei heraus. Es gibt aber Unsicherheiten, da Mensch und Piktogramme nicht so eindeutig sind. Handlungsanweisungen müssen hingegen sehr eindeutig sein, eine sehr formale Sprache, die keinen Interpretationsspielraum zulässt. Daher ist die bevorzugte Domäne Mathematik, da sie als eine formale Sprache in weite Bereiche hinein interpretationsfrei ablaufen kann.

→ Mit der Digitalisierung haben wir viel mehr Daten, wir haben neue Klassen von Algorithmen, die komplexere Handlungsanleitungen darstellen, und wir haben neue ausführende Maschinen, die quantitativ dermaßen viel besser sind, dass man qualitativ andere Dinge machen kann.

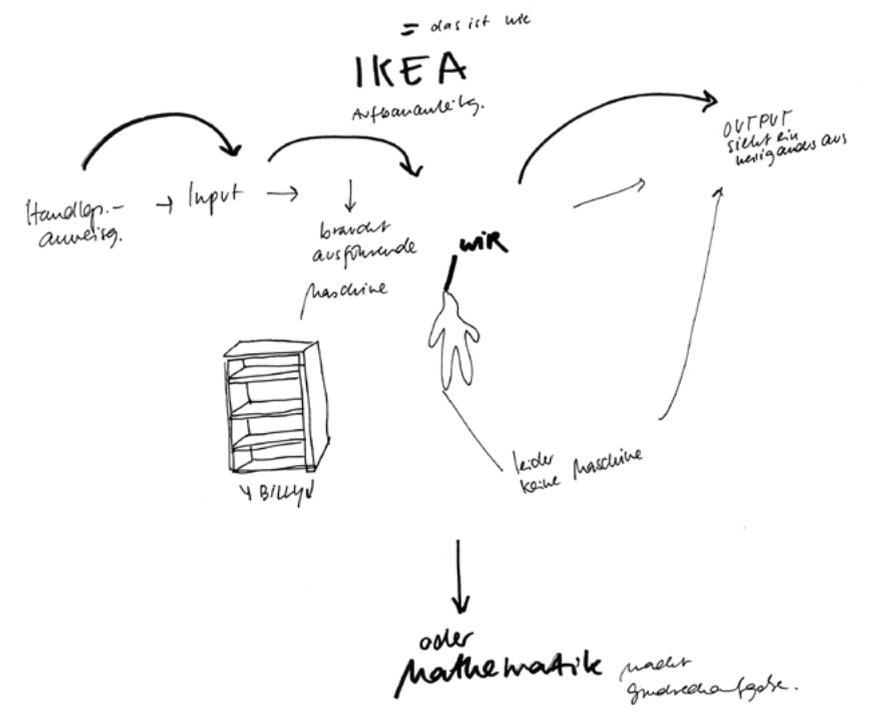
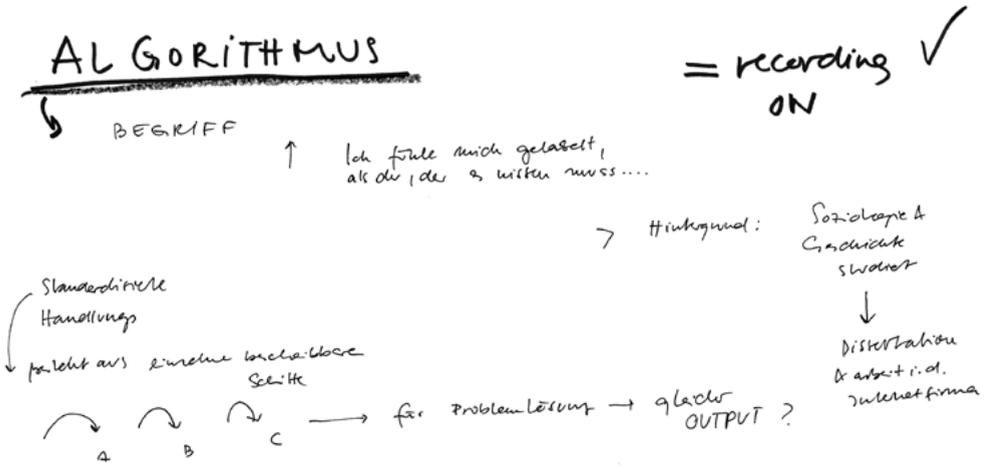
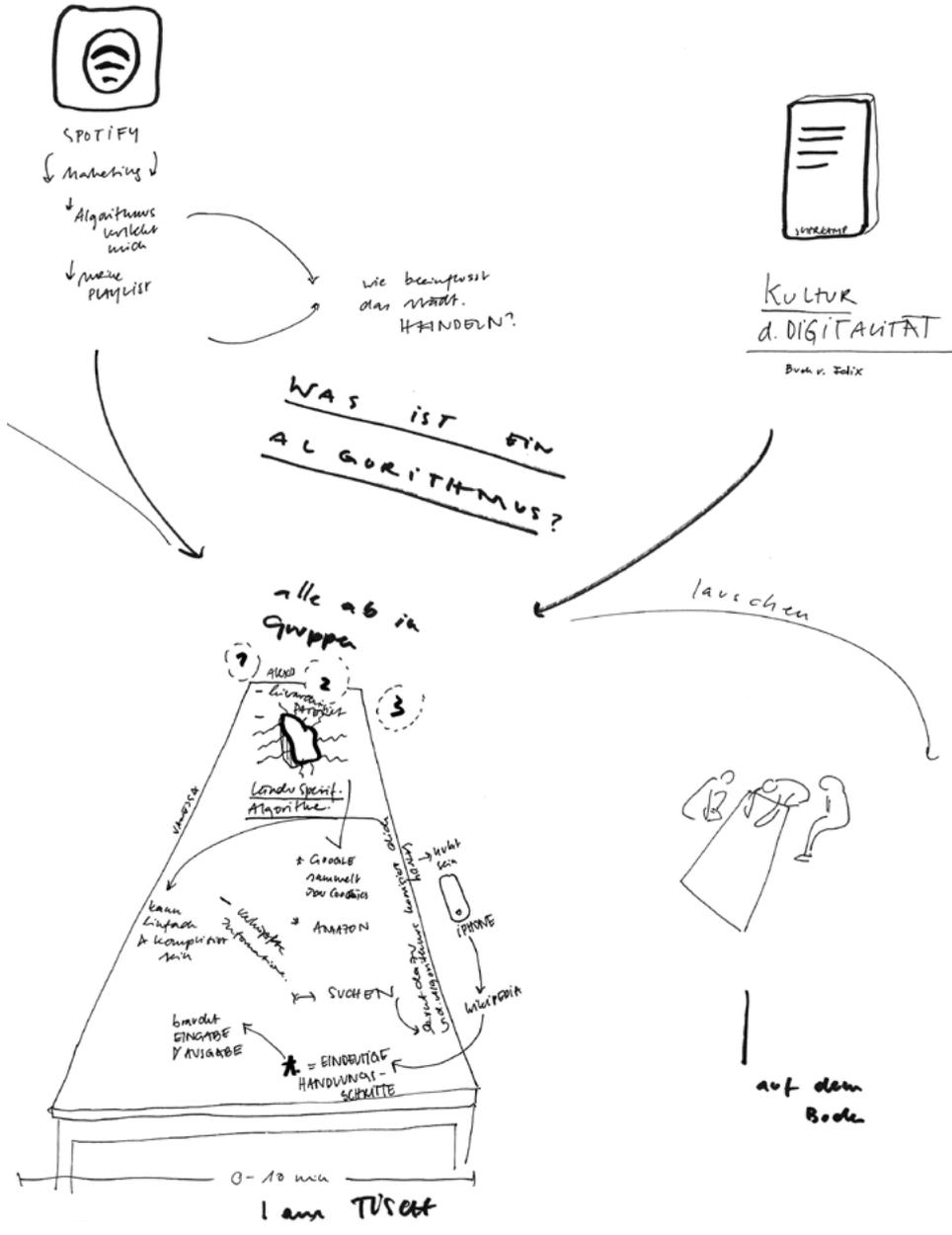
→ Aber es sind nicht nur neue Möglichkeiten, dazu kommen veränderte Bedürfnisse. Wir stehen vor großen Mengen von Informationen. Wir brauchen einen Mechanismus, der erlaubt, die Information so auf ein Maß zu reduzieren, dass ich mit meinen menschlichen Fähigkeiten überhaupt handlungsfähig werde.

→ Ein weiterer qualitativer Schritt der Handlungsanleitung ist der zu selbstlernenden Algorithmen. Die Algorithmen sind komplex und adaptiv, sie lernen aus ihrer eigenen Benutzung, reagieren auf Veränderungen der Umwelt und können das in ihre eigenen Handlungsabläufe einschreiben.

→ Außerdem verändern sich zugrundeliegende Annahmen: Es gibt keine objektive Ordnung mehr, keine Einteilung von wichtig und unwichtig. Es ist nicht mehr wichtig, nach einem übergeordneten Wertekanon zu ordnen, sondern dieser ist für jede Person anders, diese Ordnung ist dann subjektiv.

→ Ein Suchalgorithmus ermöglicht es, die darunterliegenden Daten sehr unstrukturiert zu halten, kaum Annahmen zu treffen, was die Zusammenhänge ausmacht, und dann je nach Suchanfrage eine Ordnung zu präsentieren. Diese Suchanfragen sind in zunehmendem Maße nicht relativ zur Frage, sondern auch relativ zur fragenden Person.

→ Es braucht einen Datensatz über die Welt und einen Datensatz über den Nutzer, dann wird relativ über die Position des Einzelnen ein Verhältnis zur Welt konstruiert. Dieses Verhältnis zur Welt, das, was wir dann als Resultate unserer Suchanfrage sehen, ist die Welt, bevor wir auftreten: die Playlist von Spotify, das Google-Ergebnis. Erst dann kommen wir auf den Plan und können entscheiden mit unseren kognitiven Fähigkeiten ...



Diana Lucas-Drogan: Es ging um die Fragen: Was ist überhaupt ein Algorithmus? Was ist Google? Was ist digitale Politik? Und was bedeutet mein Körper und was bedeutet Assembling? Das kam immer wieder vor. Mir ging es darum, durch dieses Mitzeichnen, Mitschreiben, diesen Schlagabtausch, wenn man zusammensitzt, dieses Lauter-Werden, Leiser-Werden, festzuhalten. Das umkreist sich dann auch auf den Zeichnungen ganz gut.

Diana Lucas-Drogan: Also, wenn ich digital-politisch aktiv bin, wie ist das dann mit dem Körper und dem Raum? Welche Identität wird von mir digital geschaffen? Das heißt, durch Algorithmen und meine Tätigkeiten, die ich im Netz ausübe oder auch nicht ausübe, wird eine Struktur von mir erstellt, digital, und packt mich in mehrere kleine Cluster. Der Körper, der Bezug zu mir selbst, wird durch Algorithmen und durch meine Tätigkeiten im Netz immer mehr aufgespalten. Ich bin wie ein kleiner Partikel, der dann zu einer von diesen digitalen Cliquen gehört, die mir Zugänge erlauben, aber mir auch ganz viele Sachen verschließen.

03

COMMONS

Gegenwärtig taucht der Begriff der »Commons« in vielen Debatten um neue Formen sozialer Gemeinschaft und Besitzverhältnisse auf. Übersetzt als »Gemeingüter« verweist der Begriff auf Ressourcen, die in selbstorganisierten Prozessen produziert, verwaltet und genutzt werden. Vor allem diese Praxis, das »commoning«, erfordert eine Auseinandersetzung mit Formen sozialer Beziehungen, kollektivem Eigentum und Erfahrungen des Teilens.

Was bedeutet es, wenn nicht nur Energiequellen, Luft oder Wissen, sondern auch Räume oder gar die Städte selbst als Commons behauptet werden? Welche Rolle spielen öffentliche und private Räume? Und wie lassen sich digitale Praktiken des Commoning und mobile Strategien auf den städtischen Raum übertragen?

In der metroZones-Schule fragen wir nach den ökonomischen, politischen und vor allem urbanen Bedeutungen von Commons. // KW

GEMEINGÜTER SIND NICHT EINFACH DA

Eine gemeinsame Lektüre von Textausschnitten verschiedener Autor*innen zum Thema Commons bildete die Diskussionsgrundlage eines Salons in der metro-Zones-Schule:

Brigitte Kratzwald: Urban Commons – Dissident Practices in Emancipating Spaces. In: Mary Dellenbaugh et al. (Hg.): Urban Commons. Moving beyond State and Market, Basel: Birkhäuser, 2015, S. 30

3 Commons do not simply exist – they are created

An important lesson from history is that commons must be used and defended, otherwise they disappear. And they must constantly be reproduced; “common goods don’t simply exist, they are created,” writes Silke Helfrich.¹¹ Peter Linebaugh coined the phrase “there is no commons without commoning,” as the practice of the creation, preservation, and use of commons is called. We often become conscious of the existence of commons only when they are threatened or have already disappeared. Commons are not things, per se. They are composed of three elements: a resource, i.e. the “common good,” a group of people that use, tend, preserve, and reproduce this resource, and the rules that these people make to achieve these ends.

Commons and commoning are therefore both a set of social relationships and practices and the spaces in which they are negotiated. Historically, commons were not just important for the provision of basic supplies, they were also the place where people met, where they could negotiate their interests and reach agreements, but also where they could organize themselves when the landowners exercised their power excessively and restricted the rights of the commoners too much. The commons was the place from which resistance and rebellion against the landowners began.

THEO: In dem Textausschnitt fragt Brigitte Kratzwald, ob diese ganze Commons-Diskussion nicht auch dem Neoliberalismus in die Hände arbeitet, da hier der Staat aus der Verantwortung entlassen wird. Denn Commons sind ja nicht einfach da, sondern die Frage ist: Wer stellt sie her? Commons beruhen immer auch auf ehrenamtlicher Arbeit. Wer produziert die Commons und wovon leben die Menschen, die Commons produzieren?

EFFI: Nach der Lektüre von David Harvey geht es um die Unterscheidung von öffentlichen Gütern und Commons als Gemeingütern. Öffentliche Güter werden von der politischen Souveränität zur Verfügung gestellt, während die Gemeingüter, die Commons, angeeignet werden, um zu solchen zu werden. Harveys Beispiele sind Plätze in Athen und Barcelona. Öffentliche Räume werden hier zu gemeinsa-

David Harvey: Rebelle Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution. Berlin: Suhrkamp, 2013, S. 136

Diese Gemeingüter sammeln sich im Laufe der Zeit an und stehen prinzipiell allen offen.¹¹

Die menschlichen Eigenschaften der Stadt entwickeln sich aus unseren Praktiken in den verschiedenen Stadträumen, auch wenn diese Räume Einhegungen, sozialer Kontrolle und der Aneignung durch sowohl private als auch öffentliche/staatliche Interessen unterliegen. Die Unterscheidung zwischen öffentlichen Räumen und öffentlichen Gütern auf der einen und den Gemeingütern auf der anderen Seite ist an dieser Stelle wichtig. Öffentliche Räume und Güter in der Stadt waren schon immer eine Angelegenheit der Staatsmacht und öffentlichen Verwaltung und bilden nicht notwendigerweise Gemeingüter. In der gesamten Geschichte der Urbanisierung war die Bereitstellung von öffentlichen Räumen und Gütern (wie etwa sanitären Einrichtungen, einem Gesundheitswesen, Bildung und Ähnlichem) mit öffentlichen oder privaten Mitteln entscheidend für die kapitalistische Entwicklung.¹² Und zwar bis zu dem Maße, dass Städte zu Schauplätzen heftiger Klassenkonflikte und -kämpfe wurden, was Stadtverwaltungen häufig dazu zwang, einer urbanisierten Arbeiterklasse öffentliche Güter (beispielsweise bezahlbare Sozialwohnungen, Gesundheitsversorgung, Bildung, asphaltierte Straßen, sanitäre Einrichtungen und Wasser) zur Verfügung zu stellen. Diese öffentlichen Räume und

dreifaches Hoch auf Einrichtungs-Ausschuss). Der Syntagma-Platz in Kairo und die Plaça de Catalunya öffentliche Plätze, die zu urbanen öffentlichen Plätzen wurden, als die Menschen sich dort versammelten, um ihre politischen Ansichten zum Ausdruck zu bringen und Forderungen zu stellen. Die Straße ist ein öffentlicher Raum, der in der Geschichte häufig durch gesellschaftliches Handeln zu einem Gemeingut revolutionärer Bewegungen transformiert und daraufhin zu einem Schauplatz blutiger Unterdrückung wurde.¹³ Beständig wird darum gerungen, wie, von wem und in wessen Interesse die Produktion von und der Zugang zu öffentlichen Räumen und Gütern in der Stadt reguliert werden sollen. Der Kampf um die Aneignung öffentlicher Räume und Güter der Stadt für einen gemeinschaftlichen Zweck dauert an. Um die Gemeingüter zu schützen, ist es oft notwendig, den Bestand öffentlicher Güter zu schützen, die zur Qualität der Gemeingüter beitragen. Die neoliberale Politik reduziert die Finanzierung öffentlicher Güter und damit auch die verfügbaren Gemeingüter. Das zwingt gesellschaftliche Gruppen dazu, andere Wege zu finden, um diese Gemeingüter (beispielsweise der Bildung) zu fördern.

Die Gemeingüter sollten also nicht als bestimmte Gegenstände, Vermögenswerte oder gesellschaftliche Prozesse verstanden werden. Vielmehr sollten wir sie als instabile und formbare soziale Beziehung zwischen einer bestimmten

durch Mittel, auf eine Schermafache, die Arten des sozialen Beziehungen definieren, und so

Güter tragen zwar wesentlich zur Qualität der Gemeingüter bei, doch die Bürger und Menschen müssen politisch aktiv werden, um sie sich anzueignen oder erst zu solchen zu machen. Das öffentliche Bildungswesen wird zu einem Gemeingut, wenn gesellschaftliche Kräfte es zum gegenseitigen Nutzen in Beschlag nehmen, schützen und verbessern (ein dreifaches Hoch auf Einrichtungen wie den Lehrer-Eltern-Ausschuss). Der Syntagma-Platz in Athen, der Tahrir-Platz in Kairo und die Plaça de Catalunya in Barcelona waren öffentliche Plätze, die zu urbanen Gemeingütern wurden, als die Menschen sich dort versammelten, um ihre politischen Ansichten zum Ausdruck zu bringen und Forderungen zu stellen. Die Straße ist ein öffentlicher Raum, der in der Geschichte häufig durch gesellschaftliches Handeln zu einem Gemeingut revolutionärer Bewegungen transformiert und daraufhin zu einem Schauplatz blutiger Unterdrückung wurde.¹³ Beständig wird darum gerungen, wie, von wem und in wessen Interesse die Produktion von und der Zugang zu öffentlichen Räumen und Gütern in der Stadt reguliert werden sollen. Der Kampf um die Aneignung öffentlicher Räume und Güter der Stadt für einen gemeinschaftlichen Zweck dauert an. Um die Gemeingüter zu schützen, ist es oft notwendig, den Bestand öffentlicher Güter zu schützen, die zur Qualität der Gemeingüter beitragen. Die neoliberale Politik reduziert die Finanzierung öffentlicher Güter und damit auch die verfügbaren Gemeingüter. Das zwingt gesellschaftliche Gruppen dazu, andere Wege zu finden, um diese Gemeingüter (beispielsweise der Bildung) zu fördern.

Die Gemeingüter sollten also nicht als bestimmte Gegenstände, Vermögenswerte oder gesellschaftliche Prozesse verstanden werden. Vielmehr sollten wir sie als instabile und formbare soziale Beziehung zwischen einer bestimmten

men Räumen durch die versammelten Menschen. Gemeingüter sind jene, die sich durch die Nicht-Knappheit auszeichnen und nicht der Logik der ausschließlichen Nutzung unterliegen.

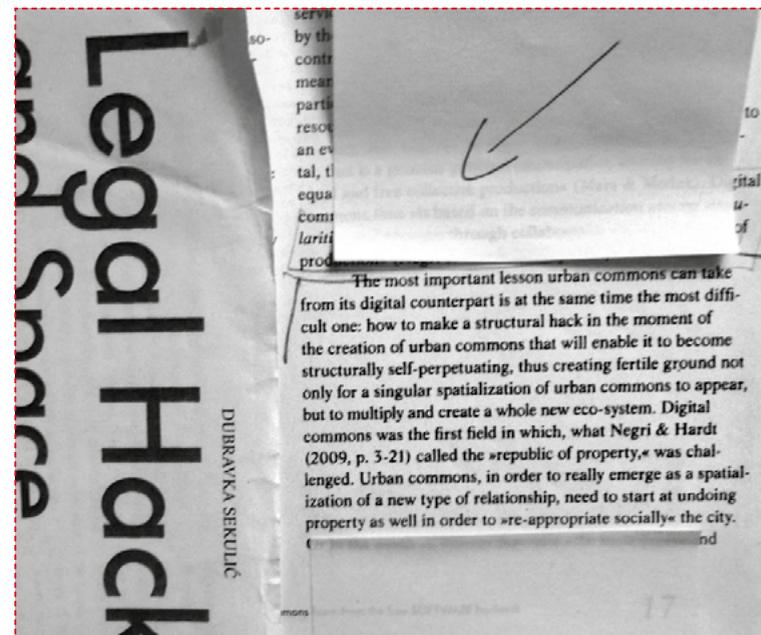
STEPHAN: Öffentliche Güter wären nach Harvey dann solche Güter, die durch den Staat zur Verfügung gestellt werden, Commons hingegen sind nur möglich, wenn es eine Praxis des Sich-kollektiv-Aneignens gibt. Das ist etwas ganz anderes. Deshalb ist, wie Harvey es beschreibt, der Tahrirplatz zunächst mal ein öffentlicher Raum. Aber in dem Moment, in dem er besetzt und zu einem Ort der Aushandlung wird durch die Menschen, die ihn besetzen, ist er ein Common Space.

• Common space is relational and relative. It is not only a medium and a shaping factor of social relations, as every kind of space is, but also an always-in-the-making set of relations which ceases to be a motor force of commoning when enclosed in a bounded system of position relations. For common space to remain as common there needs to be a mechanism that continuously processes the contribution of those who are invited to use common space. In other words, common space cannot be fixed in the form of a product (no matter how collectively it was produced) because it keeps on producing those who produce it. The production and uses of common space cannot be separated.

Throughout the book, however, we have encountered practices which attempt to specifically locate common space and representation acts which try to envision common space as

Stavros Stavrides: Common Space. The City as Commons, London: Zed Books, 2016, S. 260

Dubravka Sekulić: Legal Hacking and Space. What can urban commons learn from software hackers? In: *Dérive*, Nr. 61, 2015, S. 14-18.



mus war. Aber wenn man sich nun eine Dorfweiese vorstellt, hat diese eine begrenzte Nutzung, wenn zu viele da sind, funktioniert das nicht mehr mit dem Gras. Die Frage ist, welche Regeln der Zugänglichkeit gibt es, der Ausgrenzung und wer definiert die? Commons sind womöglich mehr an Gemeinschaft gebunden und die kann nur existieren, wenn nach außen Grenzen gesetzt werden. Das ist einer der großen Widersprüche, die Ambivalenz des Begriffs.

KASIA: Was die Diskussion um die Commons ausmacht, ist, dass sie versucht, sich von dem Gegenstand zu lösen und eher den Prozess in den Vordergrund rückt, das »set of relationships«.

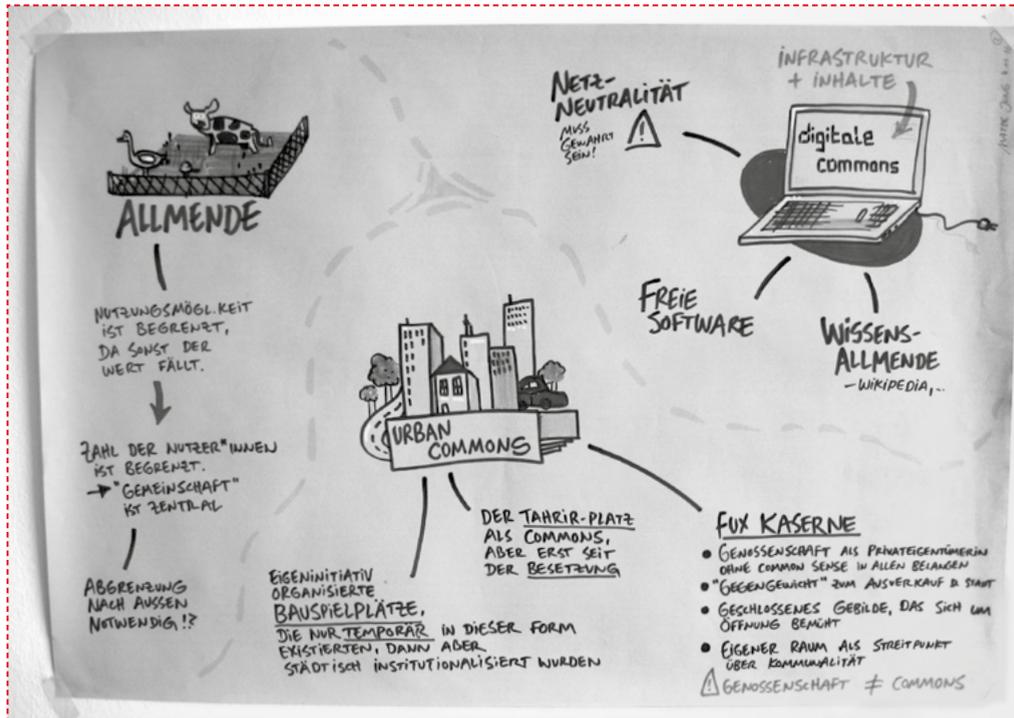
STEPHAN: Was sind am Tahrirplatz die Commons, der Platz?

EFFI: Es ist eher die Versammlung, das Versammeln, die Regeln des Miteinander-Auskommens schaffen.

FRANK: Dafür brauchst du das Recht des Versammelns, also einen öffentlichen Platz.

EFFI: Inwiefern sind öffentliche Räume die Voraussetzungen dafür, dass Gemeingut entstehen kann, dass sie also common Räume werden? Kann man durch Besetzungen auch zum Commoning kommen?

STEPHAN: Und was haben die Commons für Grenzen? Die englische Dorfweiese, die Allmende, war allen Dorfbewohner*innen frei zugänglich, bevor es die ursprüngliche Akkumulation gab, im Sinne der Einzäunung und Privatisierung, was mit Marx der Beginn des Kapitalis-



Graphic Recordings: Matze Jung

MOBILE COMMONS

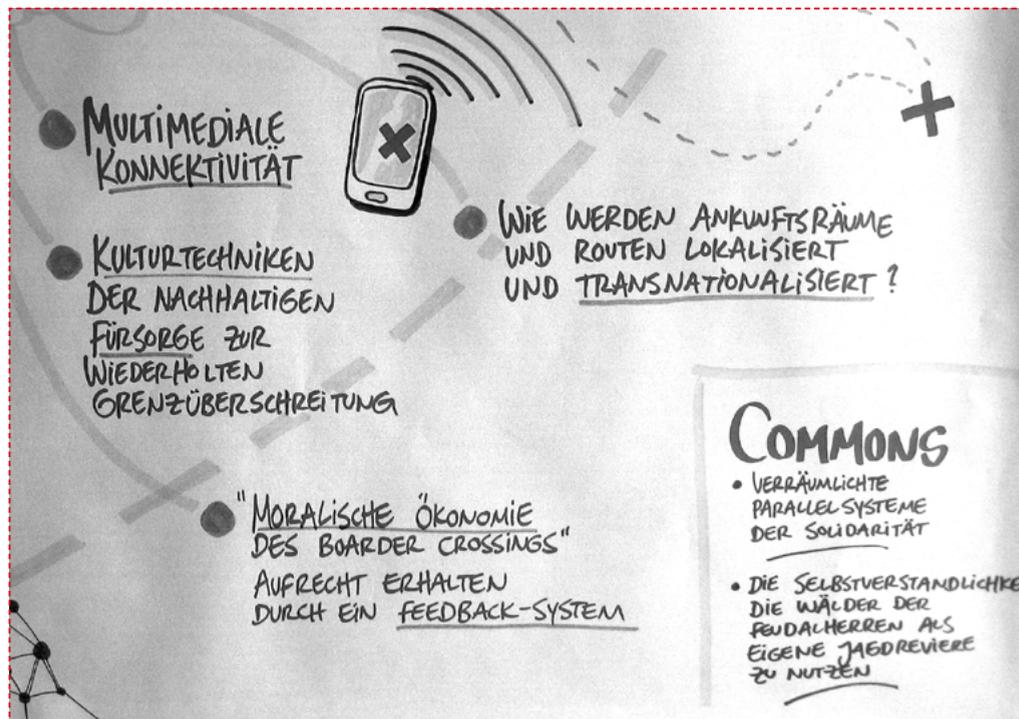
Mobile Commons stellen eine Herausforderung und/oder Störung des kontrollgesellschaftlichen Zugriffs auf Bevölkerungen dar – ein Zugriff, der vor allem über die Identifikation und Bewegungskontrolle des Einzelnen bzw. seiner digitalen Spuren funktioniert.

Vassilis S. Tsianos

Migration im Sinne des Konzeptes der Mobile Commons ist ein Prozess, der sich in eine Vielfalt transnationaler und transmedialer Bezüge von sozialräumlichen Konstellationen und Praktiken von Transitmigrant*innen und Geflüchteten einschreibt. Diese transmedial stabilisierte und transnational gelebte Zuverlässigkeit kann nur dadurch erhalten werden, dass sie sich auf Gegenseitigkeitsräume verlässt. Gegenseitigkeit in diesem Sinne bedeutet, die Multiplikation des Zugangs zur Mobilität für andere immer wieder zu ermöglichen. Mobile Commons werden in migrantischen Netzwerken erzeugt, die temporär soziale Gruppen aktualisieren; niemand reist alleine, niemand nutzt Informations- und Kommunikationstechnologien solitär, aber man tut es auch nicht »gemeinsam«.

Mobile Commons adressieren aber keine besondere Medialität, sie umfassen alle möglichen Tools und sozialen Technologien, von der beschriebenen Wand an der Straße vom Camp zum Hafen, über den antiquierten Brief bis zum elaborierten digitalen Tripadvisor. Mobile Commons sind von großer Bedeutung gerade angesichts eines Europas, in dem sich die Grenzen längst nicht mehr nur als geografische Demarkationslinien »nach außen« erweisen, sondern als »nach innen« gerichtete informationelle Grenzzonen, die sich oft über eine große lebenszeitliche Spanne von Migrant*innen erstrecken. Dies führt faktisch dazu, dass der Versuch der Einwanderung nach Europa manchmal vergeblich bleibt, weil man nicht ankommen kann, obwohl man das Territorium bereits erreicht hat. Oder man wird bereits zu Beginn bei der Einreise kriminalisiert, sodass die Immigration zu einem langen und mühevollen Prozess und Versuch wird, die Abschiebung abzuwenden.

Solchen vielfältigen Formen der Behinderung der Bewegungsfreiheit, die bis zur Haft reichen, stehen die Mobile Commons gegenüber. Sie



Graphic Recording (Ausschnitt): Matze Jung

stehen für das sozial verteilte Potential, in einem Kontinuum von Off- und Online-Kommunikationsstrukturen zu agieren und zugleich für deren Erhalt zu sorgen: Diejenigen, die nach dir kommen, sollen möglichst dieselbe Route nehmen können und entsprechende Informations- und Vermittlungsinfrastrukturen unbeschädigt vorfinden. Commons sind Möglichkeiten, die im gleichen Zuge erzeugt wie wiederhergestellt werden. Commons sind Infrastrukturen des Gemeinsamen. Dazu gehören:

– Das unsichtbare Wissen über Mobilität, das zwischen den Menschen unterwegs ausgetauscht wird (Wissen über Grenzübergänge, Unterkünfte, Umschlagplätze, Fluchtrouten, Ruheplätze; Wissen über Polizei und Überwachung, Wege, sich der Kontrolle zu entziehen), wie auch Wissen über die Möglichkeiten der Niederlassung (Wissen über bestehende Gemeinschaften, soziale Unterstützung, Bildungsmöglichkeiten, Gesundheitsversorgung, »ethnische« Ökonomien, Mikrobanken).

– Eine Infrastruktur der Konnektivität, die unverzichtbar dafür ist, dieses Wissen zu verbreiten und die zirkulierende Logistik der Unterstützung zu ermöglichen, um mobil bleiben zu können: das Sammeln, Aktualisieren und Bewerten von Information, indem eine breite Ansammlung von Plattformen und Medien benutzt wird – von der körperlichen Form der mündlichen Weitergabe bis zu sozialen Online-Netzwerken, Geo-Ortungstechnologien und alternativen Datenbanken und Kommunikationsmitteln.

– Eine Vielzahl informeller Ökonomien. Mobile Commons liegen natürlich nicht außerhalb bestehender Beziehungen von Produktion, Reproduktion und sogar Ausbeutung. Dies meint all jene wirtschaftlichen Aktivitäten und Dienstleistungen, die über den öffentlichen Sektor oder privat schwer zugänglich sind: Wie man einen Arzt oder einen Anwalt finden kann; wie man kurzfristige Arbeit oder auch längerfristige Beschäftigung finden, Geld schicken und empfangen, mit Freund*innen, Familie und Weggefährt*innen kommunizieren kann; wie man es durch die Ökonomien des Schmuggels schafft; wie man die notwendigen Papiere für die weitere Bewegung beschafft, die Miete aufbringt und die richtige Person, mit der »man reden muss«, finden kann.

– Diverse transnationale Allianzen und Koalitionen zwischen verschiedenen Gruppen, regionalen Regierungen, politischen Organisationen oder NGOs; die Organisation von Kampagnen in Zusammenarbeit mit lokalen Gruppen und anderen sozialen Bewegungen und zivilgesellschaftlichen Organisationen; die Organisation von Camps oder Aktionen zur Unterstützung.

– Die letzte und wahrscheinlich wichtigste Dimension der Mobile Commons: eine Politik der (Für-)Sorge, sowohl als die allgemeine Dimension des Sich-um-die-anderen-Sorgens und Mitgefühl-Habens wie auch die unmittelbare Beziehung der Fürsorge und Unterstützung: gegenseitige Zusammenarbeit, Freundschaften, Gefallen ohne Gegengefallen, mitfühlende Unterstützung, Vertrauen, Sorge um und für die Angehörigen und Kinder anderer Menschen, transnationale Beziehungen der (Für-)Sorge wie auch eine Ökonomie der Schenkung zwischen mobilen Menschen.



MULTILINGUALITÄT

Multilingualität – Mehrsprachigkeit – ist eine Facette der kosmopolitischen Stadt. Was müsste auf dem Weg in eine mehrsprachig geöffnete Gesellschaft passieren? Welche Haltung und Werkzeuge braucht es hin zu einer offenen, strukturell mehrsprachigen Gesellschaft?

In dem Beitrag des Sprachwissenschaftlers Christoph Breitsprecher wird deutlich, dass Mehrsprachigkeit hierzulande bereits Realität ist, sie aber gleichzeitig in den Institutionen von der Schule bis zu Behörden und Ämtern nur unzureichend angekommen ist. Im Rahmen der metroZones-Schule haben wir uns sowohl in Salons als auch im Camp mit mehrsprachiger Kommunikation und »language awareness« beschäftigt. Mit einem »linguistic landscaping« haben wir uns den Sprachen und Schriften des Stadtteils Veddel genähert, um so die sprachlichen Landschaften eines bestimmten Raumes visuell zu erfassen.

Aber wie kommen wir von dem Sichtbarmachen und Aufdecken von Mehrsprachigkeit zu einem bewussteren und wertschätzenderen Umgang mit Sprache? Eine Antwort gibt das Café Nova auf der Veddel: Hier werden Sprachen getauscht, es findet Karaoke auf Kauderwelsch statt und Mehrsprachigkeit wird als nachbarschaftliche Praxis entwickelt – dazu ein Gespräch mit Nina Reiprich. // PB

MEHRSPRACHIGKEIT IN DER STADT

Wenn ich mitten im Satz kurz ins Englische ver falle, weil ich vorhin eine US-amerikanische Fernsehserie im Originalton geschaut habe, fällt das sicher unter Mehrsprachigkeit.

Christoph Breitsprecher

Wenn ein Krankenpfleger für deinen Bekannten das Aufklärungsgespräch mit der Ärztin laienmäßig dolmetscht, ist das Mehrsprachigkeit. Wenn bei der öffentlichen Veranstaltung »Gegengewichte zum Krieg« neben dir flüsternd ins Arabische übersetzt wird, ist das Mehrsprachigkeit. Wenn beim Café Nova in deiner Nachbarschaft beim gemeinsamen Kochen die mitgebrachten Sprachen getauscht werden: Mehrsprachigkeit. Wenn du von der traumatisierten Geflüchteten liest, die mittels qualifizierter Sprachmittlerin eine Therapie machen kann, dann ist das – wie selten auch immer – Mehrsprachigkeit.

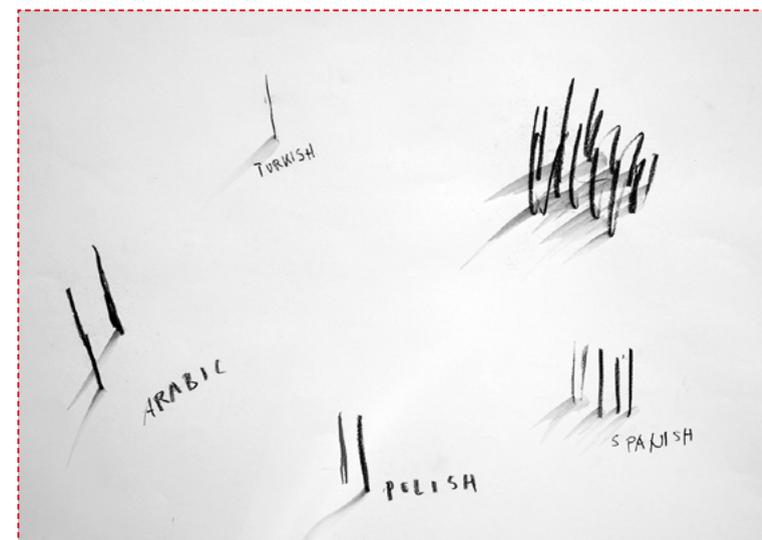
Wenn ihr in einem Workshop sitzt und ohne gemeinsame Sprache mit allen zusammen euer Wissen erweitern wollt, braucht es Mehrsprachigkeit. Wenn du (noch) nicht so gut Deutsch kannst und trotzdem versuchst, diesen Text zu lesen, dann nutzt du deine Mehrsprachigkeit. Wenn dein Vermieter auf Usedom alles im Ferienhaus auf Deutsch beschriftet, aber die Warnschilder vor Einbruch auf Polnisch, dann ist auch das Mehrsprachigkeit. Wenn du liest, dass Asylbewerber*innen bei ihrer Anhörung Angst vor einzelnen Tigrinya-Dolmetscher*innen haben, die als regierungstreue Eritreer*innen gelten – ebenso: Mehrsprachigkeit. Wenn deine Bekannte den Teilnehmer*innen »ihrer« Integrationskurse doch zwischendurch ihre Muttersprachen erlaubt, obwohl ausschließlich Deutsch gesprochen werden soll, dann ist auch das Mehrsprachigkeit, wie sie hierzulande praktiziert wird.

Wenn nun heutzutage jemand aus der boomenden linguistischen Mehrsprachigkeitsforschung zu solchen Beobachtungen gefragt wird, dann darf man mit Begrifflichkeiten rechnen wie super- (z. B. -diversity), metro- (vermutlich -lingualism), multi- (meist -competence), poly- oder trans- (mit -languaging) sowie (language) crossing. Und diese Menge und Vielfalt kommen nicht von ungefähr, sondern sind Ausdruck einer Spirale aus erhöhter Aufmerksamkeit für und enormer Vervielfältigung von mehrsprachigen Praxen. Auslöser dieser

Dynamik sind Globalisierungsbewegungen, die nationalstaatliches Denken auch hinsichtlich seines Sprachverständnisses untergraben – zumal in Ländern wie der BRD, wo nur eine Amtssprache für einen guten Teil der nationalen Identitätsbildung erhalten muss.

Und man darf in der Angewandten Mehrsprachigkeitsforschung – diesem verbreiteten monolingualen Habitus zum Trotz – außerdem damit rechnen, dass sprachlich vielfältige Praxen inzwischen nicht mehr als Problem, sondern als Ressource bzw. Potential betrachtet werden. Und überhaupt »Praxen«! Es geht nun nicht mehr so sehr um unterschiedliche Sprachen und den Kontakt zwischen deren Systemen, sondern es geht – nicht zuletzt unter dem Druck konkreter gesellschaftlicher Problemstellungen – darum, was Sprecher*innen mit ihren diversen Sprachkenntnissen tatsächlich anfangen – bzw. an welche Grenzen sie in welchen Konstellationen stoßen.

Graphic Comment:
Christoph Schäfer



Fragt man aber jemanden, der Sprache als praktisches Bewusstsein und System historisch-gesellschaftlicher Handlungswege, Zweckstrukturen und Institutionen versteht, fragt man also in diesem Fall mich, was das denn bitteschön aktuell für ein Bild ergibt, dann muss man eine Antwort wie diese erwarten:

Offenkundig gibt es eine Reihe scharfer Kontraste und Widersprüche: zwischen unüberschaubar vielen mehrsprachigen Realitäten und oft

fehlender Akzeptanz und Wertschätzung dafür; zwischen breiter öffentlicher Aufmerksamkeit für Mehrsprachigkeit und ihrer mangelhaften Verankerung in so gut wie allen Institutionen; zwischen der Bedeutsamkeit von Mehrsprachigkeit für Zugänge zu gesellschaftlichen Gütern und ihrer weitgehend fehlenden Anerkennung als allgemeines Rechtsgut.

Wie sollen wir uns aber in diesen Widersprüchen bewegen, wenn wir sie nicht akzeptieren wollen? Und wo ist es am aussichtsreichsten anzusetzen? Auch hier scheint mir Altbekanntes mögliche Wege aufzuzeigen:

– »Es gibt nichts Gutes – außer man tut es«: mehrsprachige Praxen ermöglichen, experimentell zum Funktionieren bringen und schließlich das gewonnene Wissen anderen zugänglich machen.

– »Ketten bilden«¹: mehrsprachige Praxen verbinden, um die dahinter stehenden Orte und Sprecher gegen den gesellschaftlichen Monolingualismus zu stärken.

– »Den Marsch durch die Institutionen antreten«² (neudeutsch: »It's the institutions, stupid!«): den schrittweisen Einbau mehrsprachiger Praxen z. B. in Behörden fördern und fordern, denn nur mit der Perspektive eines strukturellen Umbaus solcher staatlichen bzw. öffentlichen Einrichtungen wird die gesellschaftliche Marginalisierung migrantischer Herkunftssprachen zu überwinden sein.

– »Geld ist genug da!« – die allgemeine Sprachideologie gegen konsequente gesellschaftliche Mehrsprachigkeit ist auch und vor allem eine ökonomische und sollte (wie ganz allgemein das »Spar«diktat in diversen sozialen Bereichen) als völlig verfehlte Politik kritisiert werden, denn sie verspielt nicht nur Chancen und Entwicklungspotentiale, sondern ignoriert akute gesellschaftliche Konfliktpotentiale und nimmt die Verschärfung von Spaltungstendenzen in Kauf.

¹ Jochen Rehbein: Sprachen, Immigration, Urbanisierung – Elemente zu einer Linguistik städtischer Orte der Mehrsprachigkeit. In: Pere Comellas (Hg.): Recerca i gestió del multilingüisme (Mehrsprachigkeitsforschung und -management). Münster, New York, Berlin: Waxmann, 2010, S. 81–116

² Jochen Rehbein: The Future of Multilingualism – Towards a HELIX of Societal Multilingualism under Global Auspices. In: Kristin Bührig und Bernd Meyer (Eds): Transferring Linguistic Know-How into Institutional Practice. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 2013, S. 43–80.

LASS UNS SPRACHEN TAUSCHEN!

Im Rahmen des metroZones-Schul-Camps hat eine Gruppe das »Sprachcafé« im Hamburger Stadtteil Veddel besucht. Ein Gespräch mit Nina Reiprich, einer der Initiator*innen.

DOCK EUROPE: Kannst du uns kurz etwas über den Stadtteil erzählen, in dem wir hier sind?

NINA REIPRICH: Die Veddel ist einer der Hamburger Stadtteile, in dem die meisten Menschen mit Migrationshintergrund und Migrationserfahrungen leben – seit Jahren liegt der Anteil bei 70 Prozent. Bei den Unter-18-Jährigen sind dies sogar 90 Prozent, im Stadtteil sind über 60 Nationen vertreten. Es gibt zwei nahegelegene Flüchtlingsunterkünfte und viele weitere Personen, die im Zuge der sogenannten Gastarbeiterbewegungen oder aus anderen Gründen nach Hamburg migriert sind. In den Schulen werden Kurse in den jeweiligen Muttersprachen angeboten, derzeit in Türkisch und Albanisch.

DE: Wie ist die Idee des Sprachcafés entstanden?

NP: Seit 2014 entwickelt New Hamburg einerseits kulturelle Veranstaltungen mit Stadtteilbezug, andererseits betreiben wir hier das Stadtteilcafé Café Nova, bei dem es auch, wie im gesamten Projekt, um Teilhabe, um Mitgestaltung und gemeinsames Kochen geht. Man muss wissen, dass es hier nur wenige Orte gibt, an denen Frauen mit ihren Kindern einen Kaffee trinken können. Dies war ein Grund, warum das Café als Idee entstand. So gehen wir allgemein vor, wenn wir kulturelle Veranstaltungen planen – wir suchen nach Impulsen, Ideen und Beiträgen aus dem Stadtteil und wollen gerade kein Satellitenprojekt sein. Als drittes Standbein besuchen wir regelmäßig die Unterkünfte für geflüchtete Menschen im Viertel. Wir sagen Hallo und fragen: Gibt es Bedürfnisse und Bedarfe? Wir besuchen die Unterkünfte, aber laden auch zu uns ein und werden selber oft zum Tee eingeladen. Aus diesen Besuchen heraus entstand vor allem bei jungen Männern der Wunsch, einen Ort zu finden, an dem man nicht nur lernt, sondern an dem man auch sprechen, die Sprache also benutzen kann – in dem Fall Deutsch. Für uns war klar, wir wollen nicht einfach einen weiteren Unterrichtsort gestalten, sondern möchten gern die gesamte Nachbarschaft einladen: Wir sprechen alle verschiedene Sprachen, lass uns doch gemeinsam unsere Sprachen kennen-

lernen, lass uns Sprachen tauschen. Deswegen haben wir eingeladen zum Sprachen-Tauschen.

DE: Welche Erfahrungen habt ihr mit dem Angebot, Sprachen zu tauschen, gemacht?

NR: Unser Sprachcafé hat sich im Laufe der Zeit entwickelt, was man gut an unseren Materialien sehen kann. Am Anfang habe ich immer ein Thema in ganz vielen Sprachen auf die Tische gelegt. Mit Google-Translator wurden die Sprachen gesucht und Fragen zum Thema ausgelegt. Da sind erst mal ganz viele Menschen gekommen, die vor allem Deutsch lernen wollten, aber nur wenige wollten eine andere Sprache lernen. Deswegen habe ich im Laufe der Zeit immer mehr Materialien hinzugelegt, die aus der Deutsch-als-Fremdsprache-Didaktik kommen.

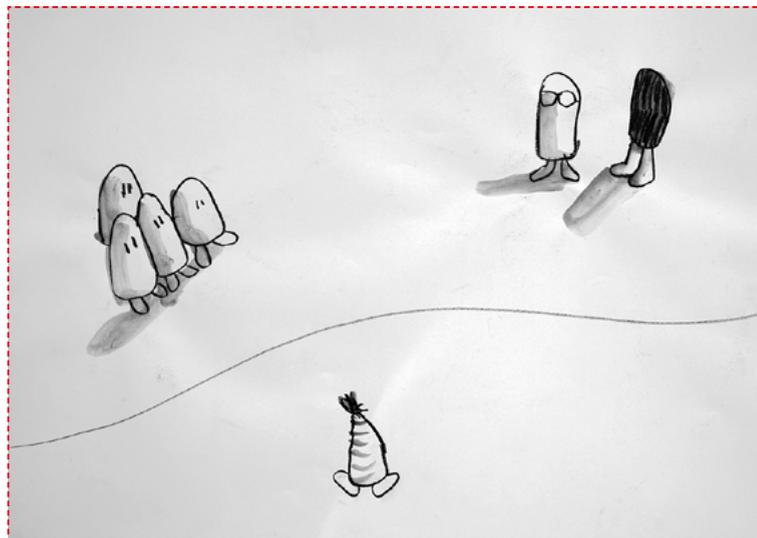
Aktuell sind wir dabei, die bislang einsprachigen Materialien zum Deutschlernen wieder mehrsprachig umzuwandeln. Ein Memory, das zur Zeit mit Bildern und Deutsch funktioniert, wird umgestaltet mit verschiedenen Sprachen. So kann man sagen »Heute mach ich Deutsch und Farsi«, nächste Woche vielleicht Arabisch und Englisch. Mittlerweile ist das Thema Mehrsprachigkeit im gesamten Projekt verortet. Im Café steht über dem Tresen der Satz »Ich möchte bitte einen Kaffee, ich möchte etwas zu essen« in fünf verschiedenen Sprachen. Aber da sieht man schon das erste Problem, wenn man anfängt, mit Mehrsprachigkeit zu arbeiten: Bei der Übertragung der Sätze an die Druckerei hat es uns die arabischen und persischen Buchstaben total verhasen, die sind alle falsch.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die traditionelle Workshopstruktur auf wenig Interesse stößt und kaum Besucher*innen einlädt. Deswegen machen wir das eher auf spielerische Weise. Wir versuchen es mit mehrsprachiger Karaoke: »Singe Lieder in Sprachen, die du nicht sprichst.« Auf den Stadtteilstesten haben wir angefangen, die Menschen zu fragen: »Welche Sprache sprichst du, was bedeutet überhaupt Sprache für dich?« Über das Sprachcafé werden offiziell auch Sprachschnupperkurse in More, Arabisch, Farsi, Paschtu angeboten. Damit sollen Menschen in die Position gebracht werden, auch mal zu unterrichten und nicht immer nur unterrichtet zu werden.

DE: Wie kann Mehrsprachigkeit im Alltag gelingen?

NR: Das Ziel ist, die Menschen aktiv an einen Ort einzuladen, wo Deutsch nicht die einzige Sprache sein muss, die gesprochen wird. Bei großen Veranstaltungen organisieren wir, wenn möglich, Dolmetscher und es gibt selbstorganisierte Kleingruppen mit Murrelübersetzungen. Ein elementarer Bestandteil ist auch das Übersetzen in »leichte Sprache«, um zu signalisieren: Okay, ich spreche zwar deine Sprache nicht, aber ich kann dir zumindest den Behördenbrief in einfaches Deutsch übersetzen. Das Übersetzen passiert die ganze Zeit: hier im Café, wenn wir die Unterkünfte besuchen und auch auf der Straße. Ich habe das Gefühl, es entsteht langsam eine gemeinsame Praxis der Mehrsprachigkeit, zum Beispiel, wenn es ums Übersetzen von Flyern geht. Da heißt es manchmal: »Hey, gib mir deine Sprache, ich gebe dir meine.«

Graphic Comment:
Christoph Schäfer



05

ÜBERSETZUNG

The Power of Translation: Ein Leitmotiv der metroZones-Schule war die Frage nach der Rolle und Macht von Übersetzungen. Was ist nötig für eine multilinguale Gesellschaft, für eine kosmopolitische Stadt, für neue Formen der Kollaboration? Welche Arten von Übersetzungen brauchen wir? Welche Rolle spielt Solidarität?

Beim metroZones-Schul-Camp im September 2016 diskutierte Monika Mokre, Politikwissenschaftlerin und Aktivistin aus Wien, mit der Grafikerin und »Recht auf Stadt – Never mind the papers«-Aktivistin Tanja van de Loo aus Hamburg. Mokre wendet in ihrem Buch »Solidarität als Übersetzung« eine Reihe theoretischer Konzepte auf ihre eigenen Erfahrungen in der Refugees-Solidaritätsbewegung in Wien an. Van de Loo spricht über ihre gestalterische Praxis und den Versuch, eine visuelle Sprache zu finden, die über typografische Fragen hinausgeht.

Die Gruppe Gezipark.nadir.org hat mit uns anhand der GEZI-Park-»Übersetzungsmaschine« beispielhaft eine politische und soziale Erfahrung geteilt, die mithilfe einer digitalen Tool-Kombination über Grenzen hinweg in der Lage war, politische Praxen zu übersetzen, zu verbreiten und mehrsprachige Kollaboration zu ermöglichen. // KW

ZUR ÜBERSETZUNG VON SOLIDARITÄT UND DER SOLIDARITÄT DER ÜBERSETZUNG

Monika Mokre

¹Aus: Monika Mokre: Solidarität als Übersetzung. Überlegungen zum Refugee Protest Camp Vienna. Wien: Andrea Hummer transversal texts, 2015, S. 29

»Die Dolmetscher*innen, die während der Asylverfahren im Einsatz sind, müssen alle durch neue ersetzt werden. Sie arbeiten hier seit sehr langer Zeit, machen Witze über Betroffene. Sie übersetzen teilweise absichtlich falsch – dies hat negative Auswirkungen auf die Gerichtsverfahren sowie die Interviews mit Behördenvertreter*innen.«¹

Dies war die erste Forderung des Refugee Protest Camp Vienna, das 2012 als selbstorganisierter Refugee-Protest gegründet wurde und etwa ein Jahr lang politisch aktiv war. Diese Forderung verweist auf die zentrale praktische Relevanz, die Übersetzungen für Asylverfahren haben. Doch die Bedeutung von Übersetzung für Geflüchtete wie auch Migrant*innen geht weit über die Frage des Dolmetschens hinaus. Von Geflüchteten wird erwartet, dass sie ihre Erfahrungen in Gesetzesparagrafen übersetzen und ihre Lebensvorstellungen in Bekenntnisse von Integrationswilligkeit. Sie müssen die Sprache des Souveräns lernen; alles, was in dieser Sprache nicht gesagt werden kann, bleibt ungehört: Übersetzung als Zwang.

Doch die Übersetzung lässt sich auch gegen ein repressives System wenden. Individuelle Schicksale lassen sich in die Sprache der Menschenrechte übersetzen und damit universalisieren. »Wir fordern unsere Rechte«, lautet eine zentrale Losung vieler Refugee-Proteste – und dem ist von staatlicher Seite schwer etwas entgegenzusetzen, was deren Rhetorik nicht entlarvt: Übersetzung als Selbstermächtigung.

Über Universalisierung kann Solidarität geschaffen werden, im Sinne des etymologischen Ursprungs des Wortes im römischen Recht: »eine Verpflichtung fürs Ganze, die Gesamthaftung, die Gesamtschuld, die Solidarobligation. Einer für alle, alle für einen. Alle stehen für den, der seine Schuld nicht zahlen kann, ein, und der ist im umgekehrten

² Hauke Brunkhorst: Solidarität. Von der Bürgerfreundschaft zur globalen Rechts-genossenschaft. Berlin: Suhrkamp, 2002, S. 10

Fall bei allen anderen in der Pflicht.«² Oder auch im Sinne des sozialistischen Verständnisses dieses Begriffs, als Grundlage, Methode und Ergebnis des gemeinsamen politischen Kampfes.

Darum geht es auch in gemeinsamen Protestbewegungen von Refugees, Migrant*innen und Menschen mit stabilem Aufenthaltsstatus. Um den gemeinsamen Kampf für eine Gesellschaft, in der es uns allen besser geht. Um eine Übersetzung des sozialistischen Begriffs des Klassenkampfes in zeitgenössische politische Kämpfe. Es sind Kämpfe, für die Klassenunterschiede nach wie vor eine zentrale Rolle spielen, häufig in einer rassifizierten Form, die eng an Bürger*innenrechte bzw. deren Fehlen geknüpft ist. Es geht um eine Übersetzung und damit Überschreitung eines reduzierten Verständnisses von Solidarität, das sich nur auf diejenigen bezieht, die der gleichen Nationalität angehören. Alle, die hier sind, sind auch von hier. Um eine Übersetzung und Übertragung des christlichen Verständnisses von Solidarität, die den universalen Charakter dieses Zugangs aufnimmt und seine paternalistischen Züge zurückweist.

Dies ist nicht einfach, wenn es um den gemeinsamen Kampf von Menschen mit radikal unterschiedlichen Privilegien und Risiken geht. Wenn die einen um ihr Leben kämpfen und die anderen für eine Utopie. Wenn die einen ohne die Unterstützung der anderen nicht auskommen, während die anderen frei entscheiden können, ob sie diese Unterstützung leisten wollen oder nicht. Paternalismus und Ausschluss sind unvermeidliche Begleiterscheinungen einer solchen Situation und müssen kontinuierlich und stets konkret bearbeitet werden: Übersetzung von Solidarität als ständige Verhandlung von Positionen und Interessen.

Übersetzung von Solidarität und Solidarität in der Übersetzung als Notwendigkeit – und als Chance. Denn Refugeebewegungen berühren die wichtigsten politischen Probleme unserer Zeit. Und diese Bewegungen bauen auf Solidarität auf und produzieren diese zugleich. Eine Solidarität, die sich als kontinuierlicher Prozess der Übersetzung versteht – vom Universellen ins Konkrete und umgekehrt, von Erfahrungen in politisches Handeln, von alten Abgrenzungen in die Produktion neuer Zusammenhänge gemeinsamen Begehrens.

WAS ERZÄHLT DIE FAUST?

Die folgenden Statements stammen aus der Diskussion um Übersetzungsmanöver mit Monika Mokre.

→ Ein simples Beispiel für Übersetzungen im grafischen Bereich, das ein befreundeter Grafiker im Rahmen der Schule anbrachte: Wenn Du von einem Baum sprichst, haben die einen das Bild einer Eiche oder Tanne und die anderen das Bild einer Palme im Kopf. Und alle denken, sie reden von Bäumen.

Um ein konkretes Beispiel für die Bedeutung von Bildern bei der gestalterischen Übersetzung zu nennen: Bei der Refugee-Konferenz im Februar 2016 haben wir als Kampagnen-Motiv die Black-Panther-Faust verwendet – modifiziert und um eine Reihe von Icons ergänzt. Es kam die Kritik, die Faust sei zu kämpferisch, und dass wir doch insgesamt freundlicher, einladender sein sollten. Mein Argument für die Verwendung der Faust war aber auch, in die Geschichte dieses ikonografischen Bildes einzuführen: Lampedusa in Hamburg hat ja diese Faust, das Berliner Refugee-Movement hat diese Faust, es gibt davon ein Dutzend Varianten in den letzten 20, 30 Jahren. Aber woher kommt dieses Bild eigentlich? Viele wissen gar nicht, wo es seinen Ursprung hat, weil sie die Black Panther nicht kennen. Wir haben also wegen des Motivs auch über die Black Panther geredet. Alte Bilder und ihre Geschichte sind wichtig: Was können wir aus diesen Geschichten lernen, was können wir heute damit anfangen?

→ Bei der Vorbereitung zur Refugee-Konferenz wurden oft wir Aktivist*innen und/oder Supporter*innen – anstelle der Refugees – adressiert. Eine meiner Aufgaben war es deshalb, alle möglichen Infos an die auf den Refugee-Status degradierten und reduzierten Leute weiterzugeben, also so simple Dinge wie: Wo liegt der Schlüssel, wo steht das Mikro, wie funktioniert das etc. Es ging viel darum, Zugänge zu ermöglichen und auch ganz praktisches, konkretes Wissen weiterzugeben. Mein Privileg bestand unter anderem darin, »informationswürdig« zu sein ... Das war für alle Beteiligten kompliziert. Das ist mittlerweile mein Begriff und meine Praxis von Solidarität: meine Privilegien weiterzugeben. Im Sinne von Monika Mokre würde ich auch das als Übersetzung beschreiben: Privilegien übersetzen. Es kann dann eine solidarische Komplizenschaft zwischen uns, also »dem Refugee« und mir entstehen: Übersetzen in Komplizenschaft.

Tanja van de Loo

GEZI-PARK ÜBERSETZEN

Gezipark.nadir.org war eine Website, auf der während der Protestbewegungen um den Istanbuler Gezi-Park 2013 alle Meldungen über die Proteste mit Orts- und Zeitstempel in Deutsch und Englisch (später auch in anderen Sprachen) abgebildet wurden. Dahinter stand ein Kollektiv von Amateur-Übersetzer*innen, das Tweets und Ticker-Meldungen nach verifizierten Informationen filterte, sortierte und in verschiedene Sprachen übersetzte.

Gezipark.nadir.org

Dabei verbrachten viele der Aktivist*innen zwei Wochen lang rund um die Uhr vor den Computern und tauschten sich zudem permanent darüber aus, wie die gemeinsame Arbeit noch besser organisiert werden könnte. So entstand nach und nach eine immer stabilere Infrastruktur – und bald standen nahezu in Echtzeit Informationen in vielen verschiedenen Sprachen zur Verfügung, die dann weltweit rezipiert wurden.

Wie alles begann...

Initiiert wurde das Projekt von einem Freundeskreis in Dortmund, der zu großen Teilen aus internetaffinen und politikinteressierten Menschen besteht. Sie alle waren im Alltag via Chat miteinander in Verbindung und verfolgten Social Media, in erster Linie Twitter, aber auch andere Nachrichtenportale oder Facebook. Für die politische Arbeit nutzten sie bereits seit längerem EtherPads. EtherPad ist ein webbasierter Editor, der zur kollaborativen Bearbeitung von Texten genutzt wird und kollektives Schreiben und den gleichzeitigen Austausch darüber erlaubt.

Eine der Initiator*innen erinnert sich: »Wir hängen ja eh viel im Netz, und zu der Zeit hatte ich weniger Arbeit, also zufällig auch mehr Zeit. Damals gingen in Istanbul langsam die Proteste los, Aktionen wie Parkbesetzung, ziviler Ungehorsam, dann kam es zur gewaltsamen Räumung des kleinen Protestcamps.« Über verschiedene Dienste von Twitter haben sie und ihr Freund vermehrt nach wichtigen Hashtags gesucht und dabei festgestellt, dass die türkischen Tweets deutlich schneller waren und oft von Augenzeug*innen bzw. von einer um Ve-

rifizierung bemühten Tickerredaktion (sendika.org) stammten. Da ihr Partner nicht ausreichend Türkisch sprach, übersetzte sie die türkischen Tweets und beide fingen an, die wichtigsten Entwicklungen auf Deutsch und Englisch zu twittern oder kommentiert zu retweeten. Als sie merkten, dass das Interesse an türkischsprachigen Informationen wuchs, beschlossen sie, das Projekt größer aufzuziehen. In dem Freundeskreis begannen sie türkische Tweets und Tickermeldungen im EtherPad gemeinsam ins Deutsche und Englische zu übersetzen und über einen speziellen Twitter-Account und später dann auch über gezipark.nadir.org zu verbreiten. Dabei wurde sendika.org zur Hauptquelle, da diese über ein ganzes Netzwerk von Berichterstatter*innen im ganzen Land verfügte, die verifizierte Informationen, oft auch mit Bildern versehen, lieferten.

Das Projekt wuchs

Als die Proteste sich immer stärker ausweiteten und vergrößerten, konnte das kleine Team die Masse an Informationen nicht mehr bewältigen, und so wurde entschieden, den Kreis auszuweiten. Dazu richtete sich das Projekt mit einem Aufruf an freiwillige Übersetzer*innen an die Twitter-Öffentlichkeit. Nach kurzer Absprache wurden alle Freiwilligen eingeladen, an dem Übersetzungspad mitzuwirken. Das Interesse war derart überwältigend, dass bald nicht nur auf Deutsch und Englisch, sondern auch auf Griechisch, Italienisch, Polnisch, Niederländisch, Französisch, Portugiesisch, Arabisch und Mazedonisch übersetzt wurde.

Um transnational arbeiten zu können, gab es grundlegende Informationen für alle: Wie funktioniert das Pad? Woher kommen die Informationen? Wie werden diese aufbereitet (Zeitstempel, Ort)? Wie verständigt man sich als Gruppe? Wichtig für die Verständigung war dabei der Chat im Pad, in dem jede*r mit Nickname und den jeweiligen Sprachen, die sie oder er übersetzten konnte, gekennzeichnet war. Man tauschte sich auch darüber aus, wie die Übersetzungsarbeit für alle so transparent wie möglich gestaltet werden könnte und wie manche Meldungen zu deuten seien. Zudem gab es im Pad-Chat auch Hilfestellungen, wie beispielsweise Listen von Parteien oder Organisationen, die für viele nicht so schnell einzuordnen waren. Auch Glossare wurden erstellt, wie bestimmte Idiome, Begriffe und politische Formulierungen und ihre deutschen oder englischen Entsprechungen. Später konnten auch Bilder hochgeladen werden und ein neu geschriebenes Miniskript ermöglichte es, durch die Setzung eines X eine ganze Meldung aus dem Pad direkt auf die nadir.org-Seite zu schicken,

womit sich die mühselige Kopierarbeit erübrigte. Durch ihre Größe von nur wenigen Kilobyte war die Seite zudem hervorragend für mobiles Abrufen geeignet. Hinzu kam, dass bei Gezipark.nadir.org die Abrufe – im Gegensatz zu Seiten wie Facebook – nicht nach individuellem Surfverhalten analysiert wurden. Die Server von nadir.org sind so konfiguriert, dass IP-Adressen zum frühestmöglichen Zeitpunkt verworfen werden. So konnten sich Protestinteressierte informieren, ohne gleich in einer Datenbank aufzutauchen.

Was bleibt?

Viele aus der Übersetzungsgruppe hatten vor, die Initiative in ein dauerhaftes Projekt zu überführen. Wegen der besonderen Umstände und des enormen Zeitaufwands wurde jedoch schnell klar, dass es in dieser Form einmalig bleiben würde. Für viele, die am Projekt beteiligt waren oder es mit Interesse verfolgt haben, bleibt jedoch das enorm gestiegene Interesse an den politischen Zuständen in der Türkei. Für die Beteiligten war es eine intensive Erfahrung transnationaler und solidarischer Zusammenarbeit. Abrufzahlen von 6 Millionen Abrufen pro Tag bzw. 70 in der Sekunde zeugten davon, dass da tatsächlich etwas bewirkt wurde: Es entstand so etwas wie ein kollektives Gezi-Gefühl – in und aus der Ferne.

06

HACKING PUBLIC SPACE

Der Begriff der urbanen Intervention lässt sich auch als Eingreifen, Einflussnehmen oder Einmischen übersetzen. Er bezeichnet sehr unterschiedliche Praktiken des Hineinagierens in den öffentlichen Raum, von subversiven Strategien bis zur Entwicklung offizieller urbanistischer Instrumentarien.

Die meist performativen Aktionen haben das Ziel, den Fluss alltäglicher urbaner Situationen zu unterbrechen und so gegebene Strukturen und Machtkonstellationen kritisch zu reflektieren und zu kommentieren. Durch temporäre, meist symbolische Eingriffe und diskursive Verschiebungen werden Irritationen provoziert, die neue Perspektiven auf den städtischen Raum eröffnen.

Der Begriff des Hacking kommt aus der Computersprache und bedeutet, in ein bestehendes System einzugreifen, die komplexen Codes zu unterlaufen oder auch sie zu verändern. Das erfordert ein großes Insiderwissen über Technologien und Systeme, um so deren Grenzen zu erkunden und mit ihnen zu experimentieren. Beide Formen, die der räumlichen Aneignung und der Umkodierung, bergen das Potential, sozial und politisch wirksam zu werden. // KW

iREXISTE!

BILDER ALS INTERVENTION – DIE GUERILLA-DROHNE

Die mexikanische Politikwissenschaftlerin Marcela Suárez berichtet von iRexiste!, einem feministischen Cyberkollektiv aus Mexiko-Stadt, das mit einer Drohne operiert. Mit dieser Drohne, die ihren Betreiberinnen zufolge eindeutig weiblichen Geschlechts ist und auf den Namen Droncita hört, wird eine zumeist mit dem Militär assoziierte Kommunikationstechnologie angeeignet – und zugleich der Luftraum über der Megastadt als öffentlicher Raum. Dabei werden neuartige Stadtbilder-Inschriften generiert:

<http://rexiste.org>



»Du warst es, Duarte« lautet die Straßeninschrift vor einer Wohnung im Zentrum von Mexiko-Stadt, in der im Sommer 2015 fünf Menschen massakriert wurden. Viele vermuten, dass der ehemalige Gouverneur eines mexikanischen Bundesstaates, Javier Duarte, direkt oder indirekt etwas mit diesen Morden zu tun hat.

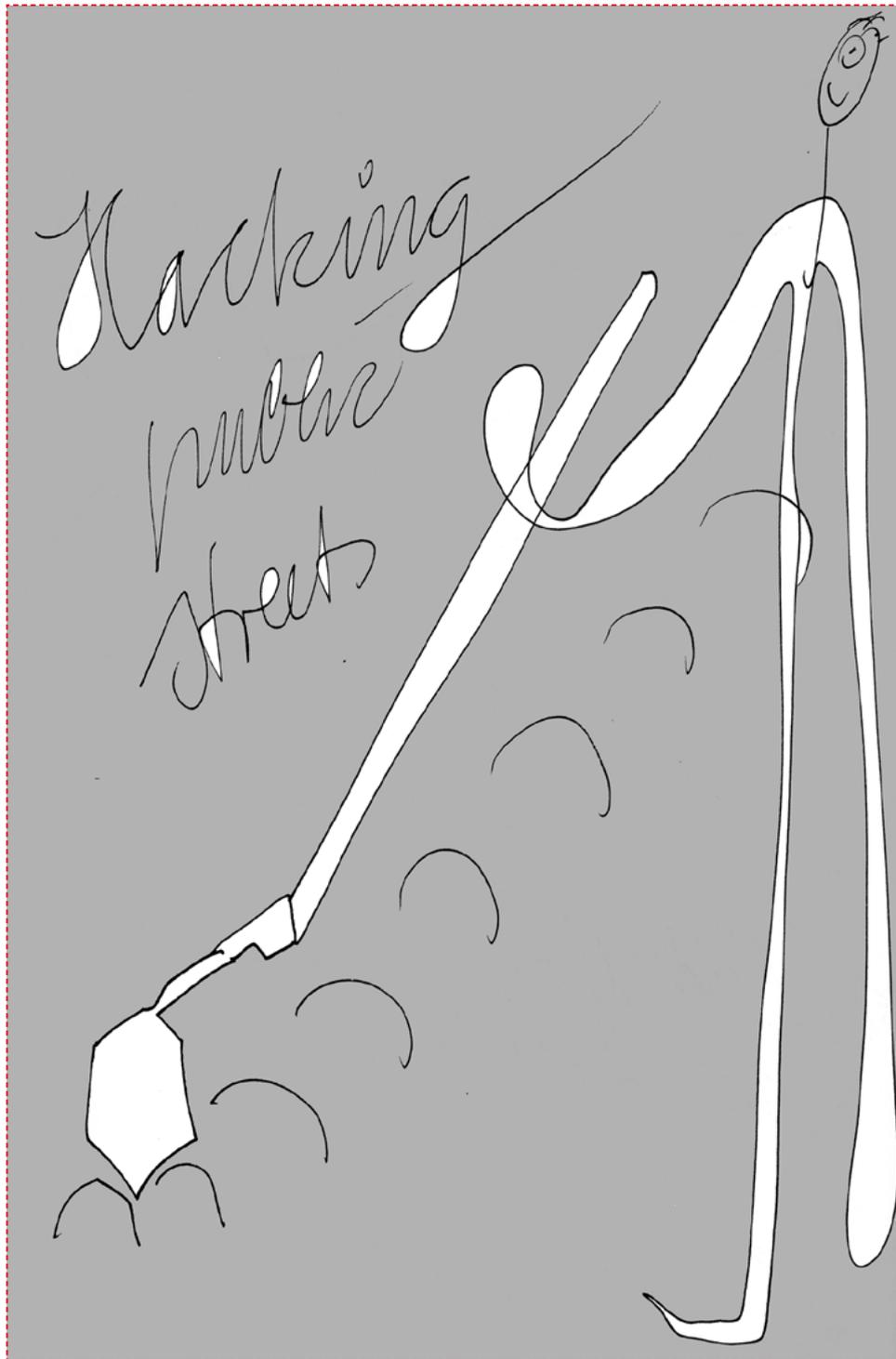
Dies ist nur ein Beispiel der vom Kollektiv generierten »Luftbilder«. Die folgenden Fragmente stammen aus der Diskussion aus Marcelas Input über die Guerilla-Drohne aus Mexiko-Stadt. // AH

MARCELA: So this collective is also claiming the right to the view from above, and the use of areal space normally explored only by companies or militaries. How a city can be appropriated by new narratives? How the digital relates to non-digital spaces? And how a technology like that helps to create spaces of memory?

SANDY: Die Drohne zum sprechenden Subjekt zu erklären ist erstens ein sympathischer Hack; zweitens bedient das alle Kanäle wie Facebook, Twitter, YouTube und drittens gibt es diese Bildpolitik, die über dem öffentlichen Raum die Vogelperspektive einnimmt, was sonst eine Perspektive der Macht ist. Ich finde es – gerade als Kommunikations- und Grafikdesigner – auch toll, die Typografie in den Raum zu bringen, normalerweise macht man das ja in Photoshop. Sonst aber kann ich keinen qualitativen Sprung erkennen. Es ist eher eine smarte und konsequent durchgezogene Kombination von Strategien, die wir aus vielen anderen Bereichen und Aktivitäten schon kennen. Von einer Drohne hätte ich mehr erwartet, ich hätte gedacht, dass sie ein investigatives Tool werden könnte, das zum Beispiel die Topografie eines Stadtteils erklärt.

MARCELA: Rexiste does this kind of investigación: to show for instance construction sites in protected areas. But rexiste tries to play more with these counter-realities than to focus on real reality. It stresses more the fictional character, to mobilize and to engage people, young and female above all. It is not so much the materialistic side I wanted to show, but the playing with the images.

DIANA: Interessant fand ich schon, dass fotografische Bildproduktion sonst immer personalisiert ist, also abhängig vom Fotografen und dessen Blick. Und jetzt ist es auf einmal die Maschine – und man kann diesen Blick nicht so ohne weiteres kontrollieren. Der Stadtraum wird zur Schreibfläche... Der Blick von oben erzeugt ein unbequemes Bild.



Graphic Comment: Erik Göngrich

Die Langfassung der Gespräche findet sich unter: www.metrozones.info/metrozones-schule fuer-staedtisches-handeln-2015-zugaenge-und-stationen

DISKURSMANÖVER – ZUR POLITIK DES SPRECHENS IM STÄDTISCHEN RAUM

Sprache dient nicht nur dazu, etwas bereits Vorhandenes zu kommunizieren, sondern sie produziert etwas, nämlich soziale Bedeutungen und Machtverteilungen. Diese gesellschaftliche Dimension des Sprechens ist mit dem Begriff des »Diskurses« gemeint. Auch Stadt wird von dominanten Diskursen bestimmt und gemacht – über die Rede von der Smart City oder der »kreativen Stadt«, von Willkommenskultur und »Integration«, über die Stigmatisierung von Menschen (Kriminalisierung) oder Stadtteilen (Ghetto-Diskurse), über Geschichtsbilder, die über Dazugehören oder Ausgrenzung bestimmen.

Wer immer ein Recht auf das Städtische reklamiert, muss sich im Diskursraum der Stadt positionieren – gegen hegemoniale Bilder und Erzählungen, als Unterlaufung, Ironisierung oder Verfremdung, als Generierung, Umkodierung und als Übersetzungsmanöver.

Mit zwei städtischen Akteur*innen, die in jeweils verschiedene Felder intervenieren, hat sich die metroZones-Schule beschäftigt: mit der am Berliner Kottbusser Tor beheimateten Mieterinitiative Kotti & Co, die seit 2012 als kämpferische Nachbarschaft in Erscheinung getreten ist und zu einem zentralen Player städtischer Wohnungspolitik geworden ist; und mit den »Stadtführern« von Berlin Postkolonial, die die unsichtbaren kolonialen Grundierungen im ach so geschichtsbewussten Berlin aufzeigen.

Die folgenden Fragmente stammen aus Gesprächen, die Anne Huffschmid und Stephan Lanz mit ihnen im Sommer 2015 geführt haben.

// AH

Kotti & Co

Ein neuer Ort (des Sprechens) – Umkodierung

ULRIKE HAMANN: Als wir gesagt haben »Wir sind Kreuzberg« steckte da Lefebvres Verständnis von Raum als sozialer Praxis drin: »Wir haben diesen Stadtteil zu dem gemacht, was er ist, und jetzt sollen wir hier verdrängt werden.« Denn wenn man sich anschaut, wie er die Entstehung städtischer Räume beschreibt, war das genau das »Wir machen die Stadt«.

Es gab eine gemeinsame Erfahrung oder ein Bewusstsein dafür, dass wir in einem Raum agieren, der von einem hegemonialen Schweigen belegt ist, und dass man da einen neuen Diskurs entfachen muss. Das war zum einen der soziale Wohnungsbau, denn es gab keine politische Repräsentation der Sozialmieter*innen. Das andere Thema war die stille Verdrängung der Bevölkerung, die arm und in der Innenstadt zumeist migrantisch ist. Die Erfahrung darüber ist ja alt und tief, die haben wir angefangen zu artikulieren ...

SANDY KALTENBORN: Wir haben mit dem »Wir sind Kreuzberg«-Ticket gespielt, wir haben mit dem Ticket der »Türken« gespielt und haben das gleichzeitig immer wieder unterlaufen – wir haben nicht diese Klischees bedienen wollen. Wir sind in erster Linie eine Gruppe unterschiedlicher Mieter und Mieterinnen und wollen keine komische Ethnizität herstellen, sondern eher taktische identitäre Markierungen, die man fließend einsetzen kann und denen man sich auch wieder entzieht.

STEFAN LANZ: Über den Kotti gab es ja zudem hegemoniale Bilder – als Problemraum, als No-go-Bezirk, eine lange Tradition des Schlechtedens und Ausgrenzens.

UH: Und wir haben geschafft, das andersrum zu drehen. Als wir hier die ersten Nachbarn kennenlernten, war unsere Wahrnehmung, dass es viele Menschen gibt, die sich schon lange engagieren, in Elternvertretungen, Quartiersrat oder Bibliothek, und versuchen, hinter den Kulissen des Gewalt- und Kriminalitätsdiskurses diesen Ort zu einem lebenswerten Ort zu machen. Das in die Formel »I love Kotti« zu packen kam dann sogar beim Staatssekretär an, der sagte, er habe das noch nie erlebt, dass sich jemand für diesen Ort stark gemacht hat.

Beim Namen nennen

SK: Ohne das Thematisieren von strukturellem Rassismus wären wir nicht so zueinander gekommen. Wir haben zum Jahrestag vom Anschlag von Mölln eine Veranstaltung gemacht, auf der alle im Winter

eng zusammensaßen, und einige Nachbarn meinten: »Ich hätte nicht gedacht, dass ich in meinem Leben noch mal mit Deutschen zusammenkomme.«

(Politik) neu benennen

SK: Sehr wichtig war auch, dass wir früh den Slogan hatten, es geht hier nicht um Politik. Es geht ja tatsächlich nicht um politische Ideologie, auch nicht um Religion, da haben wir sehr unterschiedliche Vorstellungen, und es geht auch nicht um sexuelle Orientierung. Es geht um Verdrängung – unser letzter Halbsatz lautet ja »Alles Weitere bei einer Tasse Tee«. Das verweist auf Raum, Respekt, Zuhören, Empathie, Zeit.

UH: Es war auch wichtig, das Politische und die Politik zu unterscheiden. Verstehen, dass es eine Skepsis gegenüber Politik und gegenüber Vereinnahmung gibt. Dass man gemeinsam durch diesen Prozess geht, Erfahrungen macht, etwas artikuliert, sich Gehör verschafft. Wenn wir gesagt hätten, wir müssen hier gegen die Wohnungsbaugesellschaft vorgehen, das sind die Kapitalisten, unsere Gegner, das wäre nicht gegangen.

Vertrauen

ANNE HUFFSCHMID: Kotti & Co hat lange im Feld der formalen Politik verhandelt. Was hat die Gruppe vor einer abgehobenen Realo-Logik bewahrt, der zufolge die wahre Politik eh nur im Parlament stattfindet?

SK: Konkrete Leute, die durch ihre Geschichte geprägt sind, die eine Sprache und die eine Sozialität untereinander haben. Anders gesagt: Das hat viel mit Vertrauen zu tun. Ohne Vertrauen, ohne dieses Mehr jenseits des politischen Geschäfts, wäre Kotti & Co zerbrochen. Wir haben sehr viel Vertrauen erfahren von den Nachbarn. Wir waren meistens vor den Kameras. Gleichzeitig haben wir auch immer andere vorgeschickt. Ulrike und ich haben sicher das Gros der Texte geschrieben. Aber doch sind sie ein kollektiver Prozess. Diese Texte sind nicht von uns, sie sind im Handgemenge dieser Gruppe gewachsen.

Berlin Postkolonial

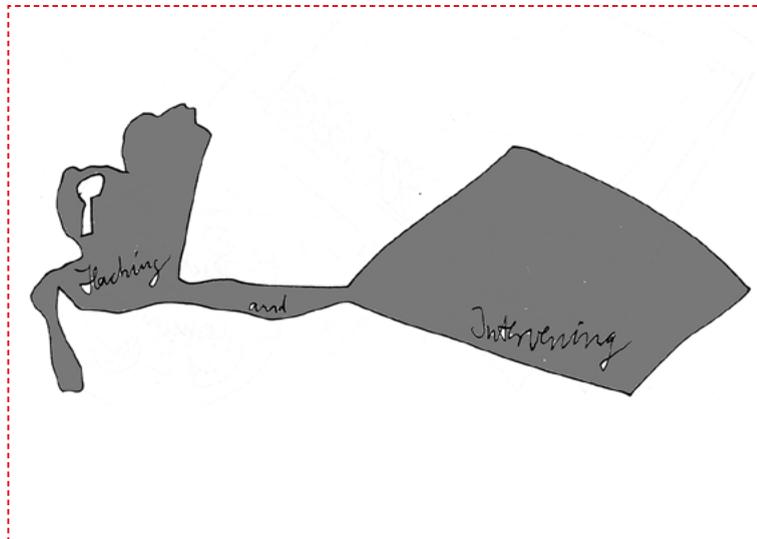
Auseinandernehmen und neu zusammensetzen

ANNE HUFFSCHMID: Postkoloniale Strategien in Berlin wollen die große Erzählung von der multikulturellen Geschichtsmetropole Berlin unterlaufen und sich zugleich selber in ihr einschreiben.

KWESI AIKINS: Über den Ansatz der »Verflechtung« will ich den Alltag mit kolonialen Bezügen aufladen, die das, was man zu kennen glaubt, also

diese Meistererzählungen, unterlaufen. Und das geht natürlich in der Stadt besonders gut, etwa über das Aufladen von Straßennamen. Wenn man das einmal gehört hat, wird man das nicht mehr vergessen. Rekonstruktion heißt für mich auch, die Geschichte von den großen Begriffen neu zu erzählen. Und zwar dadurch, dass man an einem konkreten Ort – also etwa dem Ermelerhaus [eine Station der Tour, A.d.R.] – zeigt, dass Dinge, die Leute originär für westliche Errungenschaften halten, ohne die kolonialen Bezüge nicht zu verstehen sind. Zum Beispiel der Begriff der Freiheit, den man nur verstehen kann, wenn man sich diese rekonstruktive Mühe gibt, zu zeigen, wie dieser durch den Freiheitskampf der Schwarzen, also den Black Atlantic, überhaupt erst geformt wurde. Weil die Freiheit, wie sie vorher verhandelt wurde, ja ganz offensichtlich exklusiv war.

Graphic Comment:
Erik Göngrich



Irritationen und Verkomplizierung

KA: Meine Erfahrung ist, dass dieses Feld in Berlin bei vielen hier aufgewachsenen Deutschen stark identitär aufgeladen ist. Mit gutem Deutschsein verbindet sich, dass man die Geschichte der 1930er und 1940er Jahre reflektiert hat. Wenn ich das bei den Rundgängen und Vorträgen aber dann erweitere – im Sinne von: man kann das NS-Regime nicht verstehen ohne die koloniale Vorgeschichte –, dann wird das nicht nur als intellektuelle Herausforderung verstanden, sondern als moralischer Anwurf. Weil es die Singularität des Holocaust infrage stellt: Zugespitzt gesagt, heißt ein guter Deutscher sein, die Singularitätsthese zu vertreten, weil das zeigt, dass man die Tiefe und Verletzung der Gräueltaten verstanden hat.

Gerade die Stadt bietet nun die Möglichkeit, Dinge des Alltags neu zu lesen und dabei zu entdecken, wie vielschichtig die Schichten der Geschichte hier interagieren. Bei den Touren mache ich immer einen Einschub zur Befreiung Deutschlands und dem kolonialen Zusammenhang, und zwar am Ziethenplatz, wo es ein Haus mit den Einschusslöchern gibt. Da zitiere ich dann Churchill zu dem Krieg in Bangladesch, als dieser informiert wird im Sinn von »Wenn wir weiter Ressourcen für den Krieg in Europa abziehen, gibt es dort eine Hungersnot«. Und Churchill lässt es laufen und es gibt die Hungersnot und er kriegt ein Memo, in dem steht, »zwei Millionen sind gestorben« – und er notiert handschriftlich daneben: »Why didn't Gandhi die yet?« Es geht hier also darum, den Rahmen von Befreiung dadurch zu verkomplizieren, dass man die Befreier in den kolonialen Kontext stellt. Dass wir nicht nur die Rote Armee oder die Alliierten erinnern sollten, sondern auch Leute in Bangladesch, die dafür gestorben sind.

Kolonialität als Marker

AH: Um die Verflochtenheit der verschiedenen Layer von Vergangenheit zu markieren, dient die Kategorie der Kolonialität.

KA: Wir können Kolonialität als eine Eigenschaft der Gegenwart oder eine Eigenschaft von Dingen sehen. Sie steckt in den Dingen, die einen umgeben, die man konsumiert. Ich finde das hilfreicher, als von »postkolonialen Bezügen« zu sprechen. Es macht die Dinge greifbarer. Nicht um zu sagen, man kann alles darauf zurückführen – aber es gibt doch wenige Dinge, in denen nicht auch Kolonialität drinsteckt.

Etwa das Beispiel Vanille. Das war eine indigene Kulturpflanze in einem Teil Südamerikas, die mit einem Wissen um die manuelle Bestäubung verbunden war. Die ersten Europäer, die die Pflanze toll fanden, konnten die aber nicht bestäuben. Sie hatten durch ihre genozidale Aggression den Zugang zum Wissen dazu vernichtet. In einem langen Zyklus haben sie die Pflanze um die ganze Welt geschickt, in der Hoffnung, dass man das irgendwo herauskriegt – das war aber immer ein sehr geringer Ertrag. Und dann passiert es auf Mauritius, dass ein schwarzer Versklavter diese Methode noch mal neu entwickelt hat – das war dann die Grundlage der Vanille-Industrie. Dieser Mann war natürlich nicht frei, aber doch recognized als der, der das möglich gemacht hatte. Bei einem Delikt, für das er später sonst zum Tode verurteilt worden wäre, bekam er nur lebenslänglich. Dieser Zusammenhang ist nicht nur intellektuell erfassbar, sondern auch über einen Geschmack. Die Hoffnung ist also, Kolonialität physisch und körperlich erfahrbar zu machen – also sinnlich, ästhetisch, sogar geschmacklich ...



RAUMARBEIT

Wir sind es gewohnt, Räume in Form von Karten zu lesen. Allerdings machen wir uns nur selten klar, dass jede Karte eine sehr abstrakte, auf zwei Dimensionen und grafische Elemente reduzierte Darstellung von Welt ist.

Damit ist eine Karte nicht etwa ein neutrales Instrument der räumlichen Abbildung, sondern vielmehr eine Folie für diskursive Einschreibungen. Karten repräsentieren Interessen, Ideologien und Machtverhältnisse und können gleichermaßen als Mappings, in die Wahrnehmung, Erfahrungen und Erzählungen einfließen, eingesetzt werden.

Erste Informationen für diese Art von Kartierungen lassen sich durch Begehungen und Beobachtungen vor Ort sammeln. Der Dérive, das Umherschweifen, wie es die Situationisten in den späten 1950er Jahren als Strategie urbaner Erkundung und Positionierung eingesetzt haben, ist auch eine experimentelle Methode der Stadtforschung. Die Erkundungen des Stadtraumes durch Dérives, Begehungen und Kartierungen sind zentrale Methoden der metroZones-Schule. In der Schule setzten wir verschiedene Formen des Kartierens ein, um etwas über eine spezifische räumliche Situation oder konkrete Nachbarschaften zu erfahren.

Welchen städtischen Raum nehmen wir wahr? Welche Bedeutung haben Karten für die Wahrnehmung des urbanen Raums? Wie lassen sich Stadt und städtisches Handeln in Karten abbilden? Was können wir in Karten über Stadt erfahren? Wie lassen sich Prozesse des Mappings als Wissensproduktion einsetzen? // KW

KURZANLEITUNG FÜR KARTIERUNGEN DES URBANEN RAUMS

Warum kartieren? Kartierung ist ein erprobtes Mittel, um städtische Orte genauer zu analysieren, die von politischem, sozialem oder medialem Interesse sind. Das können z. B. Orte sein, von denen sich Klischeebilder verfestigt haben.

Welche Werkzeuge werden benötigt? 1 Skizzenheft & 1 Bleistift.

Wie plane ich? Die Kartierungen setzen sich aus übereinandergelagerten Ebenen zusammen, die zunächst systematisch angelegt werden. Oft ist es für die Lesbarkeit und Transparenz besser, mehrere Kartierungen eines Ortes anzulegen, die jeweils unterschiedliche Ebenen und Perspektiven darstellen.

Wie anfangen? – Ebene 1 Die Kartierungen beginnen damit, dass die geografische Lage, die Dimensionen, Zugänge und Begrenzungen des Ortes skizziert werden. Danach werden die verschiedenen Oberflächen des Raums eingezeichnet: die Art der Gebäudefassaden, Straßen, Wege und Grünflächen mit der Art der Vegetation sowie die städtischen Möblierungen, also Bänke, Beleuchtung, Brunnen, Kunstwerke oder Denkmäler.

Tipp: Zoom & Perspektivwechsel Da sich diese verschiedenen Elemente nicht in einer einzigen klassischen Karte darstellen lassen, sollten wechselnde Perspektiven eingenommen und in die Kartierungen eingearbeitet werden. Um Details genauer zu beschreiben, werden diese neben der Karte separat in größerem Maßstab dargestellt. Einzelne Elemente können auch durch in die Kartierung geschriebene Wörter oder Sätze erläutert werden. Das Einschreiben der subjektiven Empfindungen in die Karte beginnt bereits hier, auf der Ebene der materiellen Kartierung eines Ortes. Die Betrachtung des Ortes ist durch subjektive Eindrücke geprägt: Fassaden erhalten durch ihre Materialität und ihren Stil eine bestimmte Anmutung ebenso wie alle anderen Elemente, die den Raum bilden oder in ihm platziert sind.

Alle Sinne aktivieren – Ebene 2 Die zweite Kartierungsebene konzentriert sich auf die sinnliche Wahrnehmung des Ortes. Neben Datum und Uhrzeit wird die Wetterlage (Sonnenschein, Bewölkung, Regen,

Wind, Hitze oder Kälte) eingetragen. Die Kartierung beschreibt, wie sich Sonne und Schatten verteilen und wie sich die Luft bewegt, als Luftzug, Windschatten oder die Stellen, an denen es zu Luftwirbeln kommt. Neben den Licht- und Luftqualitäten spielt die Akustik eine große Rolle für die Empfindung eines Ortes und daher müssen die verschiedenen Geräuschquellen und Geräuschpegel in der Kartierung dargestellt werden. Darüber hinaus werden an manchen Orten auch Geruchs- oder Geschmackssinne angesprochen und gegebenenfalls in die Kartierung aufgenommen.

Soziale Interaktionen festhalten – Ebene 3 Die dritte Kartierungsebene beschreibt, wo und wie sich Menschen an dem Ort aufhalten und bewegen: Zugänge, Durchgangszonen, Bewegungsachsen, Anlaufstellen, Treffpunkte und Ruhezone. Welche Tätigkeiten lassen sich an dem Ort beobachten? Sind Teile des Platzes bewirtschaftet? Entspricht die Nutzung des Raums seiner gebauten Struktur oder lassen sich auch diese überschreitende oder dazu gegenläufige Raumnahmen beobachten? Welche Arten von Gruppen bilden sich?

Wo bin ich auf der Karte? – Ebene 4 Da die Kartierungen einen Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt weitgehend subjektiv beschreiben, sollte in einer vierten Ebene reflektiert werden, wie sich der/die Kartograf*in an dem Ort bewegt hat und welche Stimmungen oder Reaktionen der Ort und das Erleben vor Ort in ihm/ihr ausgelöst haben.

Verwerfen, verschieben, vertiefen – Kollektive Nachbereitung In nachbereitenden Workshops ist das gemeinsame Erläutern und Diskutieren der subjektiven Kartierungen wichtig. Dabei werden Übereinstimmungen, Auslassungen, Ergänzungen und Unterschiede in den Darstellungsformen deutlich. Denn eine Kartierung bedeutet, dass die Teilnehmer*innen sich länger als gewöhnlich mit einem Ort beschäftigen und dabei auch Details skizzieren und notieren, die zunächst als unwichtig erscheinen. Im Laufe des Kartierungsprozesses und der gemeinsamen Diskussion der Ergebnisse kann sich der Fokus auf einzelne Elemente und die ihnen zugeschriebene Signifikanz mehrfach ändern. Das so gewonnene, neue Verständnis einer räumlichen Situation kann schließlich in Beziehung zu den Thesen und anderweitig erhobenen Daten zum untersuchten Ort gesetzt werden.

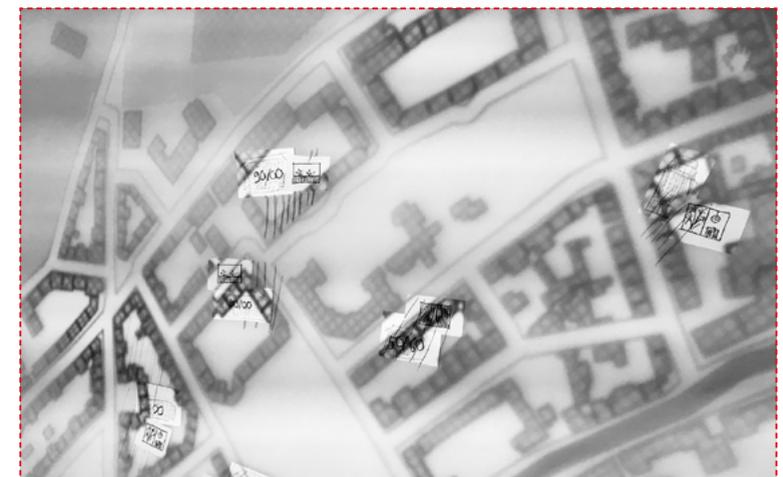
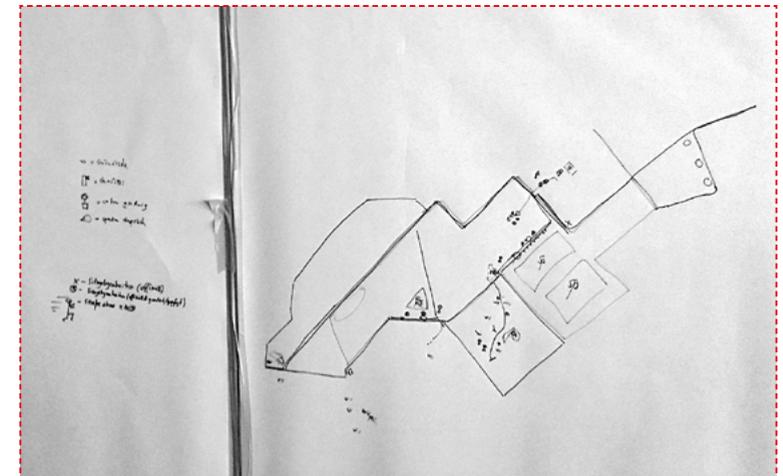
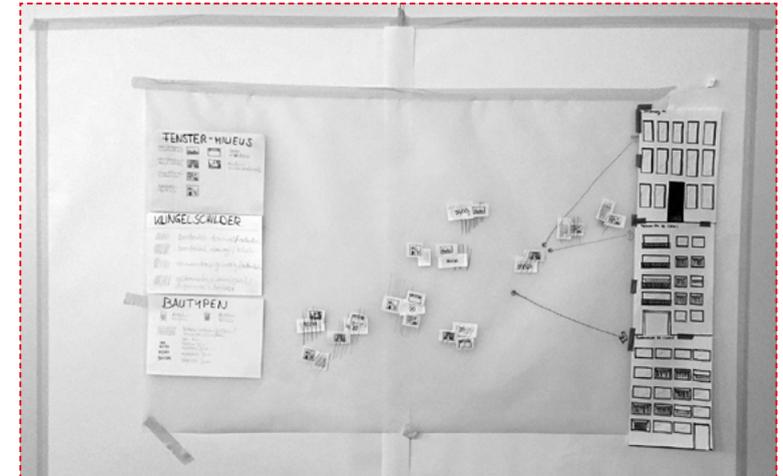
WIE KÖNNEN WIR VERÄNDERUNG VISUALISIEREN? EIN WORKSHOP-SETTING

Unser Kartierungsgebiet war das unmittelbare Umfeld der fux-Kaserne mit konkreten geografischen Eckdaten. Wir haben vorab über mögliche Indikatoren von Veränderungen des Stadtraums, wie etwa Aufwertungsprozesse oder Überformungen, diskutiert und uns gefragt, welche Bedeutung so ein Projekt wie die Neue Mitte Altona, aber womöglich auch die fux-Kaserne selbst, für den Stadtteil hat. Woran lassen sich Veränderungen eigentlich festmachen - und wie kartografieren?

Es ging uns nicht darum, lauter Einzelkarten zu verschiedenen Aspekten zu produzieren, sondern zu versuchen, die Vielschichtigkeit durch verschiedene Layer oder Schichten von Karten abzubilden. Diese Layer ermöglichen es, unterschiedliche Zeitebenen, Subjektivitäten, Wahrnehmungen und auch die neuralgischen Punkte des Quartiers zu fixieren. Ausgehend von klassischen Stadtplänen der Umgebung aus den letzten hundert Jahren wollten wir sehen, wie sich das Viertel im Laufe seiner Geschichte verändert hat. Wir haben uns dann auf einige kartografierbare Kriterien für Veränderungen geeinigt (Klingelschilder, Vorhanggestaltung, Bautypen etc.). Mit denen sind wir in kleinen Gruppen losgezogen.

Nach unseren Erkundungen wurden die Ergebnisse zurückgetragen. Dazu haben wir den Stadtteil auf einer Karte als Grundfläche auf die Wand projiziert und die jeweiligen Rundgänge in verschiedenen Farben aufgezeichnet. In den Gruppen wurden verschiedene Icons entwickelt - für Dinge wie Bänke, Grünflächen, Fenster - die wir als Symbole für soziale Interaktionen im Stadtteil eingezeichnet haben. Anschließend haben wir unsere Karten gemeinsam gelesen und diskutiert. Der folgende Beitrag ist eine dieser Lektüren. // AH + UT

Karten zum Umfeld der fux-Kaserne aus dem Workshop des metroZones-Schul-Camps. Fotos: Anne Huffschmid



LEER KANN SEHR VIELES BEDEUTEN

Kartierung der fux-Kaserne

Es gibt hier im Viertel fast nichts außer Wohnen. Da ist die Kaserne, die schon immer das dominierende Gebäude war. Interessant ist, dass es jetzt wieder dieses dominierende Element werden wird, also das einzige dynamische Kraftzentrum, das Leute von außen anzieht. Der Rest des Stadtteils wirkt, als hätte er kein Zentrum, kein Herz, keine Dynamik. Man hat hier extrem unterschiedliche Bautypen aus den letzten 130 Jahren. Aus jedem Jahrzehnt finden sich Gebäude, eine verrückte Mischung. Vieles ist sozialer und genossenschaftlicher Wohnungsbau, aber man sieht auch gründerzeitlichen Altbau.

Das, was ich kartiert habe, würde ich als »Fenstermilieus« bezeichnen: Aus dem, was sich in den Fenstern zeigt und von außen sichtbar ist, kann man viel über die Bewohnerschaft erfahren. Wenn man die Fensterkartierung noch mit dem jeweiligen Gebäudetyp und den Klingelschildern zusammenbringt, lässt sich zusätzlich etwas über den Charakter des Stadtteils lernen. Während meines Rundgangs habe ich notiert, was ich gesehen habe, und dies danach in Kategorien gefasst und in Icons übersetzt. Natürlich konnte ich nur das erfassen, was ich – ohne irgendwelche Daten zu haben – in einer Stunde herumlaufen sehen konnte. Alles kann daher in Wirklichkeit auch ganz anders sein.

Da wäre z.B. die Kategorie »kleinbürgerlich/modernisiert«. Das sind Fenster mit Vorhängen und bestimmten Pflanzen, die neu, aber immer noch relativ altmodisch aussehen. Das nächste Icon steht für »akademisch-alternativ«, im weitesten Sinn unser Milieu, würde ich sagen. Hier sind keine Vorhänge oder wenn, dann sehen die anders aus. Dann gibt es so etwas wie »bürgerlich/schick«, also schon relativ aufgewertet. Leere Fenster bzw. keine Vorhänge kann sehr vieles bedeuten. Hier habe ich eine Kategorie »leer/modern« genannt und eine zweite, wo man den Eindruck hat, da wohnen Leute, die eher arm sind, »einfach/unkonventionell«. Da wirkt alles relativ gebastelt und du hast nicht mehr diese kleinbürgerlichen Konventionen, die eingehalten werden müssen.

Ich habe viele Arten von Klingelschildern gesehen: Da sind Häuser mit »biodeutsch dominierten« Klingelschildern (obwohl ich dieses Wort nicht mag), und es gibt die Kategorie »überwiegend biodeutsch«, aber schon sehr schick. Und dann sind da Gebäude mit Spuren einer für Westdeutschland klassischen »Gastarbeiter«-Einwanderung, in der vermutlich dritten Generation, mit entsprechender Mischung aus türkischen, griechischen und auch deutschen Namensschildern.

Und es gibt das Milieu, das man in Kiezen von St. Pauli oder Neukölln tendenziell als Mainstream hat, das man als »alternativ/international/dynamisch« bezeichnen könnte. Die ganze Art und Weise, wie diese Klingelschilder beklebt sind, zeigen eine besondere Dynamik. Du kannst z.B. unterschiedlichste Namen pro Wohnung sehen, also wahrscheinlich WGs. Zudem hat man hier eine ganz andere Internationalität mit englischen, skandinavischen Namen, die nicht auf das »klassisch-deutsche« Einwanderungsmilieu verweisen.

In Bezug auf den Bautypus haben wir die Kategorien »einfacher Altbau«, »schicker Altbau« und »genossenschaftlicher Wohnungsbau«, der insgesamt im Viertel dominiert. Aufschlussreich sind nun die Zusammenhänge. Es gibt z. B. die Kombination aus gemischtem traditionellen Einwanderungskiez mit eher »modernisiert kleinbürgerlichen« Fenstern. Dann haben wir einen 50er/60er-Jahre-Sozialwohnungsbau, wo das Milieu oft »altmodisch/kleinbürgerlich« wohnt. Das sind Häuser, in denen Leute schon sehr lange wohnen, mit überwiegend deutschen Namen auf den Klingelschildern. Bei diesen alten Genossenschaftshäusern sind das Klientel und Milieu eher konservativ und man hat eine extrem geringe Dynamik. Die Veränderung im Stadtteil zeichnet sich an solchen Orten nicht ab.

Demgegenüber sieht man direkt nebenan Genossenschaftsbauten aus den nuller Jahren, wo ein völlig anderes Milieu wohnt, eher »akademisch/alternativ« bis hin zu »bürgerlich/schick«. Im sanierten Altbau findet man häufig das klassische »WGs/international/alternativ«-Milieu. Schließlich, nicht zu vergessen: schick sanierter Altbau, der edel wirkt mit Messingklingelschildern und wiederum fast ausschließlich deutschen Namen.

Ich fand es interessant, wie man die Mischung im Stadtteil mit dieser Form von Außenwahrnehmung beschreiben kann. Nun müsste man überprüfen, ob das alles so stimmt, recherchieren und mit vielen Menschen reden. Erstaunlich ist doch, wie viel man schon sehen kann und welche Zusammenhänge sich ergeben, wenn man diese drei Kategorien (Fenster, Klingelschild, Bautyp) übereinanderlegt.

HYBRIDES KARTIEREN – VON KLEBER BIS GIS

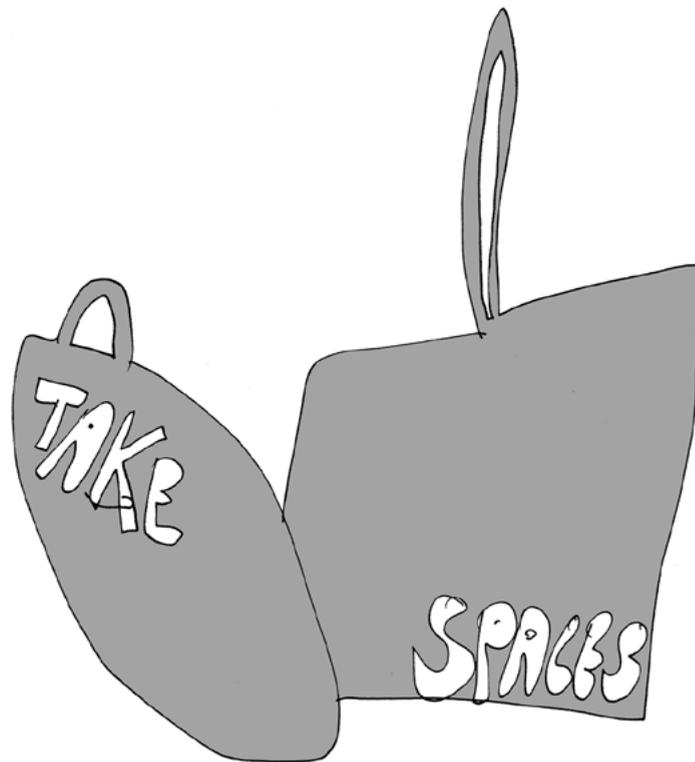
Über die Übergänge zwischen analogen und digitalen Kartierung(en).

ANNE HUFFSCHMID: Wir haben unser Neue-Mitte-Altona-Mapping, in dem es uns vor allem um zeitliche Layer und Veränderungen und auch um Vielsprachigkeit und Konfliktivität ging, letztlich doch sehr analog betrieben: zwar Informationen aus dem Netz und Datenbanken gefischt, aber dann doch vor Ort Beobachtungen gemacht und in Zeichnungen/Legenden überführt, die wir dann – buchstäblich – aufgeklebt haben. Wo siehst du als Mapping-Experte den zusätzlichen Mehrwert digitaler Methoden: bei der Recherche, beim Zusammenbauen der Karte oder bei ihrer Repräsentation? Wo könnte man an unserem Beispiel etwas digital erzählen oder zeigen, was analog partout nicht mehr geht?

ULF TREGER: Für den Workshop wollten wir uns ja erst mal auf konzeptuelle Fragen konzentrieren: Wie lässt sich der Stadtteil analysieren? Welche Wahrnehmungen, Informationen können wir sammeln, um Veränderungen im Stadtraum sichtbar zu machen? Dabei haben wir überlegt, wie wir durch flüchtige, subjektive Beobachtungen und kurze Streifzüge durch die Straßen, durch Recherchen im Web und den Vergleich offizieller Karten aus den letzten 40 bis 50 Jahren verschiedene Kartenebenen zusammentragen können. Für das Scribbeln einer Karte sind analoge Mittel, wie Papier, Marker und Stifte, sehr praktisch, um in einer Gruppe schnell zu visuellen Ergebnissen zu kommen. Digitale Vorlagen, etwa Rohdaten aus dem Transparenzportal oder Kartenauszüge aus OpenStreetMap, waren dabei hilfreiche Vorlagen, die auch schon den analogen Entwurfsprozess beeinflusst haben. Außerdem haben wir mit Transparenzpapier sich überlagernde Beamerprojektionen – ein Merkmal, das gerade für digitale Karten typisch ist: die Überlagerung von Ebenen – einsetzen können. Der analoge Entwurfsprozess wurde also bereits durch digitale Methoden beeinflusst.

Für eine rein digitale Kartierung müssen sich in einer technisch meist heterogenen Gruppe alle in die Grundlagen zur Verwendung von GIS (Geografischen Informationssystemen) einarbeiten. Außerdem ging es uns zunächst vor allem darum, wie sich die verschiedenen Thesen und Beobachtungen visualisieren lassen. Die Überführung der provi-

Ulf Treger im Gespräch mit
Anne Huffschmid



Graphic Comment: Erik Göngrich

sorischen Kartenebenen in eine digitale Karte wäre der nächste logische Schritt.

Ganz profan ist ein Vorteil von digitalen Karten die Möglichkeit, größere Datenmengen verarbeiten zu können, wie etwa die erwähnten statistischen Datenquellen. Ein anderer ist die Zugänglichkeit und öffentliche Verfügbarkeit einer web-basierten Karte. Und schließlich die Möglichkeit, diese Karte auch dezentral und asynchron bearbeiten und erweitern zu können. Dabei entstehen dann Karten, deren Umfang (und die darin eingebetteten Informationen) vorher nicht festgelegt sind. Sie wachsen und verändern sich in ihrer Benutzung. Es entstehen räumliche Bezüge und Überlagerungen, die dann auch neue Erkenntnisse ergeben können, die in der Anlage der Karte so gar nicht absehbar waren. Durch Layering lassen sich verschiedene Datenquellen einzeln oder gemeinsam betrachten, durch Zooming und Panning können Auflösung und Ausschnitt der Karte individuell bestimmt werden. Der interessanteste Aspekt wäre die Möglichkeit, diese Karte im Terrain selbst zu benutzen, mit mobilen Geräten und eventuell versehen mit Sensoren, die die eigene Position und Bewegung auf der Karte sichtbar machen. Aus einer statischen analogen Karte würde so ein Mapping, das im räumlichen Kontext geschieht, dabei auch eine zeitliche Dimension erhält und durch seine Benutzung Veränderungen in der Karte bewirkt.

AH: Also genau die Interaktivität und Komplexität, um die es uns ja eigentlich ging... Eine wachsende, dynamische Karte, die das Einschreiben verschiedener, vermutlich ja auch qualitativer Perspektiven (wie Wahrnehmung, Wertung, Erleben, Erinnerung) zulässt. Das wäre für mich, neben der Multiplikation verarbeitbarer Datenmengen und der allgemeinen Verfügbarkeit, tatsächlich die interessanteste Dimension einer Digitalisierung. Allerdings setzt eine solche rein digitale Karte schon eine Menge Nutzungskompetenz und digitales Know-how voraus, oder? Natürlich sind kollektive Prozesse nicht notwendig an analoge Datenaufzeichnung und -verarbeitung gebunden. Aber der Charme und die Aha-Effekte unseres Mapping-Versuches schienen mir doch auch in dem physischen Zusammenführen zu liegen. Vermutlich liegt der Schlüssel in einer Kombination von Off- und Online-Methoden, in der Recherche, der Einschreibung und der Nutzung.

UT: Ja, das konkrete wie spontane Zusammenführen der verschiedenen »Absichten« ist in einem Workshop am besten mit analogem Scribbeln möglich. Wir haben allerdings auch gesehen, dass so tolle wie simple Werkzeuge wie uMap der französischen OpenStreetMap-Community bereits einen relativ niedrighschwelligem Zugang erlauben. Dafür sind

sie aber noch sehr eingeschränkt, was die Definition oder Wahlfreiheit der ästhetischen Parameter betrifft. Eine Mixtur wird dann spannend, wenn wir auch diese Parameter, die Beschaffenheit der Kartengrundlage, die Gestaltung der Symbole bzw. Ortsmarkierungen, beeinflussen können. Wir haben beim Workshop ja bereits – quasi nebenbei – ein Set an Icons entwickelt, wie auch ein paar Ideen, wie wir quantitative Daten auf dem Kartengrund zeichnen können. Inspiriert waren wir dabei von unseren praktischen Erfahrungen als Anwender*innen von Karten, aber auch von GIS, von Datenvisualisierungen und Infografiken. Hilfreich war aber auch, dass im Workshop nicht-technische Kompetenzen zusammenkamen, die sich gut ergänzt haben: Fundierte Ortskenntnisse durch beteiligte Nachbar*innen, politische Fragestellungen von anderen Teilnehmer*innen und das Stadtforschungs-Know-how von euch metroZones-Mitgliedern.

Graphic Comment:
Christoph Schäfer





BILDARBEIT

In der metroZones-Schule haben wir uns mit der Macht und dem Machen von Bildern und Bildgeschichten beschäftigt, also mit visuellen Diskursen und bildpolitischen Strategien, mit Sehen und Zeigen, Fokussierungen und Sichtweisen.

Bilder sind, ob fotografische oder bewegte, nicht einfach ein Instrument oder Medium, in dem etwas bereits Vorhandenes visualisiert wird, also gewissermaßen die Wirklichkeit zu uns spricht. Sondern sie produzieren und mobilisieren Bedeutungen, kollektive Gefühle, kulturelles Kapital und soziale Imagination. Wie können wir Fotografien lesen? Welche Geschichten lassen sich mit ihnen generieren – und wie können wir Gesehenes erzählen? Wovon hängt ab, was wir in Bildern sehen und (dazu) imaginieren? Was bedeutet es, etwas zur Sichtbarkeit zu bringen – gibt es auch so etwas wie ein Recht auf Unsichtbarkeit? Wie schreiben sich unsere körperlichen, aber auch politischen Positionen als Bildmacher*innen in Filme und Fotografien ein, welche Entscheidungen werden dabei – bewusst oder unbewusst – permanent getroffen?

In den folgenden Miniaturen werden Überlegungen und Übungen zu dem, was wir Bildarbeit genannt haben, herangezogen: die gemeinsame Entzifferung eines global zirkulierenden Bildes, ein Kurzes zur filmischen Sichtbarwerdung von Refugee-Bewegungen, ein Workshop zum Lesen und Entwickeln von visuellen Storylines – und ein Vorschlag, wie sich ohne Kamera fotografieren lässt. // AH

DIE LAYER EINER FOTOGRAFIE – BILDER ALS ÜBERSETZUNG LESEN

Eine kollektive Bildlektüre und Diskussion zu globalen Bildern. Ausgangspunkt ist das Foto eines Schablonengraffitis an einer Hauswand in Kairo, das im Februar 2012 aufgenommen wurde:



Fragen für die gemeinsame Bildbefragung, die zuvor in kleineren Gruppen besprochen wurden: Welche Übersetzung findet statt? Zwischen welchen Sprachen, Kodes und Zeichensystemen? Welche Räume und Geografien werden aufgerufen, übersetzt, miteinander verbunden? Welche Gefühle werden mobilisiert? Wo liegen die Grenzen der Übersetzbarkeit, wo gibt es Missverständnisse? Kann es so etwas wie eine universelle Bildsprache geben?

SANDY: Ganz klar haben wir hier die Übersetzung eines alten Diskurses [vgl. den Song von Gil Scott-Heron: The Revolution Will Not Be Televised, 1970] in einen neuen Diskurs.

Zu den Geografien: Da wird die analoge mit der digitalen Welt in Verbindung gesetzt. Die digitalen Medien sind negativ konnotiert, es ist eine kulturpessimistische Position: Das richtige Leben, die richtige Revolution findet auf der Straße statt. Interessant fanden wir die darunterliegende Äußerung in Arabisch, aller Wahrscheinlichkeit nach

eine spontane Äußerung im Sinne von »Die Welt ist schlecht, ich hoffe, dass sie besser wird – bitte mach mit!«. Darüber dann der Globalisierungsversuch durch die Benutzung des Englischen, eigentlich sind es ja drei Sprachen: Arabisch, Englisch und schließlich bildsprachlich das Twitter-Icon.

PATRICIA: Warum ist die Aussage direkt über die andere Aussage gesprüht? Man hätte doch auch links oder rechts sprühen können ...

SANDY: Vielleicht ist das ja ganz bewusst so gemacht. Wir wissen ja nicht, was darunter stand – vielleicht ist es auch »Schlag deine Frau und sperr sie zu Hause ein«.

MATHIAS: Das mit den Gefühlen haben wir unterschiedlich diskutiert: Ich fühle mich darin inhaltlich sehr angesprochen, weil ich das schon immer richtig fand: Als Hausbesetzer findet für mich die Revolution vor Ort statt, nicht in der Zeitung, nicht im Fernsehen oder im Internet. Du musst dabei sein, sonst findet sie nicht statt.

SANDY: Für mich ist das eine extreme Vereinfachung. Als Gegenbeispiel habe ich gesagt: In den 1980er Jahren habe ich, als ich noch in Westdeutschland gewohnt habe, Nachrichten geguckt, wie hier in Kreuzberg die Barrikaden gebrannt haben – auch deshalb wohne ich hier und nicht woanders. The revolution will not be televised, but television can promote revolution. There will be no revolution without media. Natürlich wird die Revolution nicht im Fernsehen und nicht auf Twitter stattfinden. Aber dann kann ich ja auch sagen: The revolution won't be theorized or won't be workshopized – alles Praktiken, die nicht revolutionär sind, aber deshalb nicht schlecht oder falsch.

ISMAEL: Für mich sah das aber auch nach Twitterverbot aus, also ein Kommunikationsverbot...

ANNE: Das ist vielleicht eines dieser produktiven Missverständnisse: Dass man das in einem Kontext, wo man wie Ismael eher mit Zensur zu tun hat, auch als Verbot lesen kann, im Sinne von »Hier wird nicht getweetet«.

KATHRIN: Das sind ja in der Tat zwei ganz verschiedene Zeichensysteme – das Schild zeigt ein Verbot, der Spruch hat eine ganz andere Aussage: Dass die Revolution nicht im Netz stattfindet, nicht etwa, weil sie verboten wäre, sondern weil das dort nicht funktioniert.

SANDY: Die Sache mit dem Verbot habe ich nicht so auf dem Schirm gehabt, dass das in einem arabischen oder chinesischen Kontext komplett gegenläufig ist: Die Bildsprache läuft gegen den kleinen Spatzen. Revolution against little blue sparrows, wouldn't be the right thing ... Man hätte ihn ja auch einfach aus dem Bild laufen lassen können.

DANIELE: Für mich schwingt eine Nostalgie mit, von den alten aufrichtigen Revolutionären, die sagen, wir haben noch auf der Straße ge-

kämpft und Häuser besetzt und ihr Twitterfreaks und Pokemon-Monster könnt gar keine richtige Revolution machen.

ANNE: Zwei Anmerkungen zum Funktionieren solcher Zeichen: Stichwort Vereinfachung – muss es einfacher werden, um zu kommunizieren? Und falls ja: Was wird vereinfacht, welche Komplexität wird runtergedimmt? Und zur Frage des Zitats, das Graffiti als Zitat eines Zitats. Akademisch gesprochen: Jeder Text enthält Verweise auf andere Texte, das nennt man Intertextualität. Es gibt also nie den Nullpunkt einer Debatte, jedes Bildzeichen positioniert sich immer zu einem anderen Zeichen, das auch nur les- und verstehbar wird in dieser Positionierung. Man könnte auch sagen, das Zeichen an sich macht gar kein Statement, sondern wird nur im Kontext gelesen – nicht selten als Bestätigung dessen, was man eh schon wusste oder vermutete.

SANDY: Die Frage nach einer universellen Sprache ist ein Phantasma, also die Vorstellung, es gäbe einen Kode, der ein Zeichen sendet, das dann überall genau so empfangen wird. Kommunikation ist immer prekär, trifft auf sehr unterschiedliche Rezipienten. Letztlich könnte es sogar ein Guerilla-Marketing vom Konkurrenten Facebook sein: The revolution will not be tweeted – because it will be facebooked.

Alexis Rodriguez

MIT BILDERN ARBEITEN – HANDREICHUNG ZU EINEM WORKSHOP

Die Art und Weise, wie wir die Welt kennen, wird von Bildern geprägt. Bilder, die im öffentlichen Raum im Umlauf sind, im privaten Bereich geteilt werden und die diskursiven Horizonte der Menschen durchdringen. Das Bild ist nicht die Wirklichkeit, sondern ein diskursives Werkzeug/Medium, das Subjektivitäten erschafft.

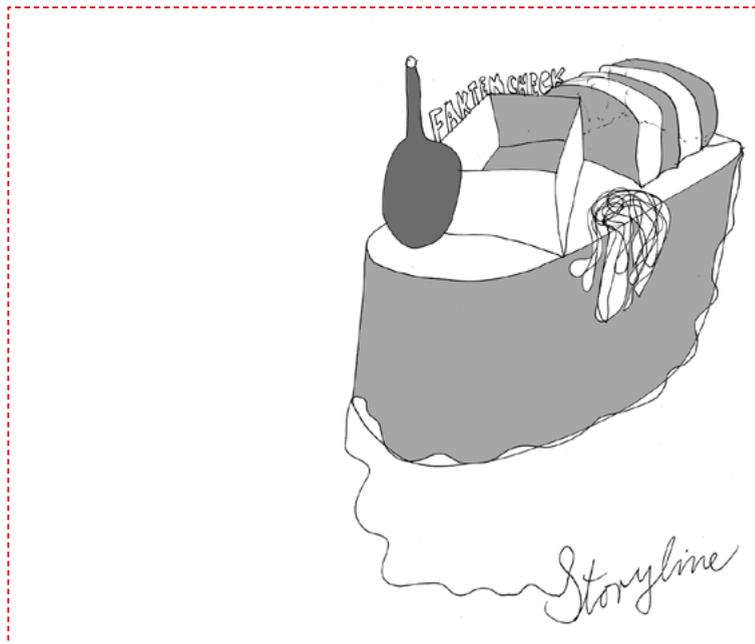
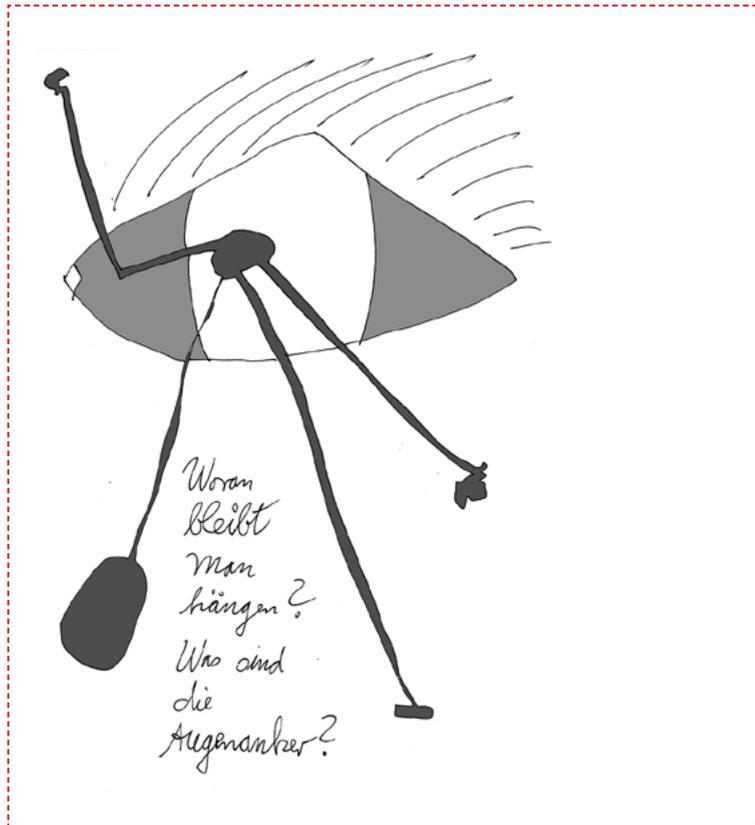
Der Workshop hat zum Ziel, sich mit diesem Medium auseinanderzusetzen, in dem sich Machtverhältnisse manifestieren. Es geht darum, ein Gespür für die uns umgebende visuelle Kultur zu entwickeln – sowohl als Empfänger bildlicher Sprache wie auch als Erzeuger visueller Diskurse.

Der Workshop besteht aus zwei Teilen: Im ersten werden wir die Fähigkeit, Bilder zu lesen und zu interpretieren, trainieren; im zweiten werden wir eigene Erzählungen produzieren, entweder mit eigenen Bildern oder indem wir uns Bilder von anderen aneignen.

Teil I

Zunächst gilt es, eine Vorauswahl an Bildern zu treffen. Bilder im Internet zu suchen kann nützlich sein, um sich mit Suchbegriffen auseinanderzusetzen. Die Suche nach Bildern, die z. B. die Begriffe Frau und Arbeit, Berlin und Fahrrad, oder Integration und Migration beinhalten, kann eine Auswahl an Bildern erzeugen, die in diesem Teil verwendet werden können.

Übung 1: Wir zeigen ein Bild, das zu einem der Suchbegriffe passt, ohne diesen dabei zu erwähnen. Die Gruppe soll folgende Fragen bearbeiten: Was ist zu sehen? Was geschieht auf dem Bild? Was ist das Thema? Anschließend geben wir den dazu passenden Suchbegriff preis. Wir bitten alle, sich das Bild erneut anzuschauen und darüber zu diskutieren, wie sich die Wahrnehmung nun mit dem neuen »Label« verschoben hat.



Übung 2: Wir stellen nun eine Reihe von Bildern (drei bis vier) zusammen, die derselben Bildersuche entstammen, ohne die Suchbegriffe zu nennen. Es wäre gut, wenn die Bilder aus unterschiedlichen Quellen stammen, also etwa aus der Presse, einer sozialen Organisation, der öffentlichen Verwaltung. Wir bitten die Gruppe, sich mit den folgenden Fragen zu beschäftigen: Was ist zu sehen? Was haben die Bilder gemein? Was unterscheidet sie? Im Anschluss geben wir wieder die Suchthemen wie auch die Quellen der Bilder preis. Wir diskutieren die folgenden Fragen: Wer hat das Foto gemacht? Was zeigt es? Welche Elemente sind sichtbar und welche bleiben unsichtbar?

Teil II

Die Teilnehmer*innen brauchen ein Handy mit Kamerafunktion oder alternativ einen Fotoapparat. Es kann in kleinen Gruppen gearbeitet werden.

Übung 3: Ein Foto, eine Geschichte Es werden Gruppen gebildet, in denen sich mindestens ein/e Teilnehmer*in mit einem fotofähigen Mobiltelefon befindet, in dessen Speicher sich bereits einige Fotos befinden. Jede*r Teilnehmende wählt ein eigenes Foto aus, das eine Geschichte beinhaltet, und stellt sie der Gruppe vor. Die Gruppe wiederum wählt ein Foto mit seiner Geschichte, um sie im Plenum vorzustellen. Pro Gruppe wird also ein Bild präsentiert, ohne jedoch die Hintergrundgeschichte zu erklären. Das Plenum betrachtet und analysiert die Fotografie. Schließlich soll der/die Autor*in des Bildes die dazugehörige Geschichte erzählen. Die Teilnehmer*innen diskutieren anschließend über die Fähigkeit der Bilder, Geschichten zu erzählen.

Übung 4: Die Umgebung mit anderen Augen betrachten Die Teilnehmer*innen stellen eine Reihe von maximal vier Bildern zusammen, die die Erkundung der Umgebung oder einer Situation aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel widerspiegelt. Das Thema kann hierbei frei gewählt werden. Es geht hier um das Konzept der Montage, also die direkte Beziehung zwischen verschiedenen Bildern, mit dem Ziel, Diskurse, Beziehungen und Storylines zu entwickeln.

Am Ende können die erarbeiteten Konzepte rekapituliert werden. Dabei sollten auch die Ausgangsfragen über die Macht der Bilder wieder aufgenommen werden: ihre Macht als Repräsentation, als Label, aber auch ihre Möglichkeiten, neue Narrative zu entwickeln.

MIT WORTEN FOTOGRAFIEREN

Die von der metroZones-Schule eingeladene Schriftstellerin Annett Gröschner zeigte ihre Methode des Stadt(auf)schreibens. An einem Augusttag im Jahr 2015 entstand dabei das folgende Experiment:

Snapshots sind eine literarische Methode, die 1968 von dem Schweizer Schriftsteller Peter Wehrli (Jg. 1939) erfunden wurde. Auf einer Reise mit dem Orient-Express von Zürich nach Beirut, die damals fast eine ganze Woche dauerte, stellte Wehrli fest, dass er seine Kamera, mit der er Beobachtungen schnappschussartig aufzunehmen pflegte, zu Hause liegengelassen hatte. Er ärgerte sich und fing an, die Bilder, die er sah, aufzuschreiben anstatt zu fotografieren. Damit erfand Wehrli die literarische Kurzform der Snapshots, die er erstmals 1999 in seinem Buch mit dem Titel »Katalog von allem« veröffentlichte und seitdem als work in progress weiterführt. Wehrli entwirft mit wenigen Strichen einen Bildausschnitt. Ein Bildmoment seiner jeweiligen Umgebung wird auf Papier, nicht »auf Zelluloid gebannt«, wie es in Zeiten der analogen Fotografie noch hieß. Die skizzenhaften Striche zielen dabei nur auf Einzelphänomene, die niemals lange beschrieben, sondern nur festgehalten werden, als mache man einen Schnappschuss mit dem Fotoapparat im Vorübergehen.

Wehrlis Methode eignet sich besonders für das Notieren während des Unterwegsseins, entweder diskret mit der Notierfunktion des Smartphones/Pads oder klassisch mit Hilfe des Notizbuchs. Jedes einzelne Bild sollte auf ein bestimmtes Detail fokussieren, das ins Auge fällt. Wichtig ist, dass die sprachlichen Bilder von knapper, fast lapidarer Skizzenhaftigkeit sind und jeweils für sich einen einzelnen kleinen Moment während des Unterwegsseins fixieren.

Bei den Sätzen handelt es sich um Relativsätze (»Der Mann, der ...«). Die Hauptsätze kommen ohne Prädikat aus und wirken so wie eine bloße Andeutung, ein Vorgang, der wie im Vorübergehen kurz und unvollständig fixiert wird. Durch das fehlende Prädikat werden die Notizen eindrücklicher auf das Subjekt des Geschehens fokussiert. Die bewusst gestaltete Knappheit führt zur Gestaltung markanter Bilder.

In der durchnummerierten Folge einer durch Aussteigen unterbrochenen Straßenbahnfahrt mit der Linie M5 scheinen die Bilder – ähnlich wie Fotografien oder Filmbilder – kurz auf, lösen einen visuellen Eindruck aus und verschwinden gleich wieder. Denn so verläuft das Reisen: als Folge kurzer Snapshots, die zunächst vereinzelt für sich stehen und noch keine Erzählung bilden. Die Erzählung ergibt sich aus der Zusammenschau aller einzelnen visuellen Eindrücke, die als Ganzes gesehen eine Fahrt mit der Linie M5 durch Berlin ergeben, wobei an jeder Haltestelle ausgestiegen wird.

Mit 38 Haltestellen und einer Fahrzeit von 57 Minuten ist die M5 eine der längsten Strecken Berlins, die zudem noch die Innenstadt um den Alexanderplatz mit einer der größten Ostberliner Trabantsiedlungen, Hohenschönhausen, verbindet. Die Reise ist alles andere als homogen, es gibt sehr unterschiedliche Fahrgäste, Architekturen und Gegenden, die visuellen Eindrücke wechseln häufig. Seit diesem Jahr ist die M5 nach mehrjähriger Bauzeit endlich zum Hauptbahnhof und weiter bis nach Moabit verlängert worden. Es ist erst die zweite Verlängerung auf das ehemalige West-Berliner Gebiet in 25 Jahren. 1967 war in West-Berlin die Straßenbahn abgeschafft worden.

Bei unserem Ausflug war die Benutzung von Kameras, welcher Art auch immer, nicht erwünscht. Die Teilnehmer*innen des Workshops losten im Vorfeld eine der Haltestellen auf der Strecke aus. Die Gruppe fuhr gemeinsam bis zur Endhaltestelle (an diesem Tag zweimal durch Schienenersatzverkehr unterbrochen) und von dort aus wieder zurück, wobei die Teilnehmer*innen an der jeweils gelosten Haltestelle aussteigen und die Gegend um die Station fotografisch schreibend erkunden sollten. Danach traf sich die Gruppe wieder in Moabit und diskutierte die Ergebnisse. Gemeinsam wurden das beste Snapshot der jeweiligen Station ermittelt und die einzelnen Bilder zu einem Gesamttext komponiert.

[Siehe folgende Seiten →](#)

Annett Gröschner

Peter K. Wehrli (1999):
Katalog von Allem. 1111
Nummern aus 31 Jahren.
München: Albrecht Knaus
Verlag, 1999

**SNAPSHOTS-STRECKE:
MIT DER M5 VOM HAUPTBAHNHOF NACH
HOHENSCHÖNHAUSEN**

ZINGSTER STRASSE

Der Althippie mit schlohweißem langen Haar und Bart, der am schattigen Ufer des Melzower Sees steht, mit seinem auf die Badenden am anderen Ufer gerichteten Fernglas. (Daniela)

AHRENSHOOPER STRASSE

Eine Frau mit Hund, die zu dem Mann mit Hund sagt: »... bevor ihm das Hirn austrocknet. Komm Lucky, ab in den Schatten!« (Daniela)

PREROWER PLATZ

Die Frau, die ganz in Schwarz gekleidet, mit schwarzem Hut, neben dem roten Kaugummiautomaten auf ihren Freund wartet, der, die Bierplauze unter dem weißen TankTop nicht verbergend, rauchend einen Einkaufstrolley hinter sich herzieht. (Tilla)

ANNA-EBERMANN-STRASSE

Der kleine Junge, der neben seinem großen Bruder stehend, völlig ungeniert, aus einem Meter Entfernung an einen Elektrokasten neben der Tramhaltestelle pinkelt. (Tilla)

GEHRENSEESTRASSE

Der Blick, die Paul-König-Straße entlang, der an bunten Häuschen vorbei, gelb, orange, rosa, auf elf Stockwerke Plattenbau fällt, silber und grau. (Ylva)

HAUPTSTRASSE RHINSTRASSE

Die Rolltreppe im Einkaufszentrum Storchenhof, die einen mitnimmt auf eine Bilder-Zeitreise, von der ersten Erwähnung des Dorfes Hohenschönhausen im Jahre 1354 bis zum Aldi. (Ylva)

OBERSEESTRASSE

Das indisch-singapurische Restaurant mit dem vanillegelb gestrichenen Waschbetonmüerchen, dessen Eingang innen von einem riesigen goldenen Buddha verstellt ist, und davor der Sohn mit dem »Feel the Freedom«-T-Shirt, der seine Mutter fragt: »Willste Ente essen oder Hühnchen oder Scampi jibts och.« (Jelka)

FREIENWALDERSTRASSE

Die herausgerissene Zeitschriftenseite, die unter meiner Zimtlatsche hängen bleibt, so dass ich »Beim Bowling ließ ich mich spontan verführen« lese und bunte Glanzbilder von Sex in der Bowlingbahn den grauen Asphalt kontrastieren. (Jelka)

WERNEUCHENER STRASSE

Die Gedenktafel für »Artur Becker – Vorsitzender des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands, der in Hohenschönhausen wohnte (...) und im Zuchthaus Burgos in Spanien von den Faschisten ermordet wurde«, die auf einer von der Hitze versengten Grünanlage steht, auf der rote zerknüllte Servietten herumliegen. (Jelka)

SIMON-BOLIVAR-STRASSE

Ein Pappbodybuilder, dessen Gesicht hinter der Hantel verschwindet, und daneben, steif und starr wie ein Zinnsoldat, die Silhouette eines Mannes, dessen kugelrunder Bauch aus der Tür ragt. (Francisca)

SANDINOSTRASSE

Die Langeweile, die nicht enden mag, die Leere, die sich nicht verdrängen lässt, Sandinostraße, die keinen Platz für Trubel hat, ein bisschen Aufregung, die kurz vorbeihuscht, als ein kleiner strubbeliger Hund mit rosa-roter Hechelzunge um die Ecke tippelt und mich anglotzt. (Francisca)

**HOHENSCHÖNHAUSENER STRASSE
WEISSENSEER WEG**

Der Pfeil unter dem FlashGraffiti, der in eine Richtung zeigt, die es hier nicht mehr gibt. (Karsten)

ODERBRUCHSTRASSE

Der Mann vorm Café Attenzone, die Sonnenbrille getönt, das Hemd gespannt, die Uhr schwer golden, der seinem Herrengedeck auf der Ratan-Couch entgegengesackt. (Christoph)

S LANDSBERGER ALLEE

Der Schlachthof, ein Backsteinkomplex, dem die jungen Birken aus den Fugen und Dachrinnen wachsen. (Christoph)

**LANDSBERGER ALLEE/PETERSBURGER
STRASSE**

Die Frau, die an der Kasse fragt »Wo sind denn die wässrigen Tomaten«, die vom letzten Mal seien zu geschmacksintensiv gewesen. (Laura)

KLINIKUM IM FRIEDRICHSHAIN

Die rauchende Frau, die mit heftig gestikulierenden Bewegungen auf einen Mann einredet, der über der Einstichkanüle für einen Tropf eine Tätowierung mit der Aufschrift »Pommern« in Fraktur auf dem Unterarm trägt. (Annett)

PLATZ DER VEREINTEN NATIONEN

Das durchtrainierte, zierliche Bikini-Mädchen, das in Moonboots und mit Wasserflaschen in beiden Händen über die Wege trabt. (Adelheid)

MOLLSTRASSE

Drei rosa, gelb und mintgrün gestrichene Wohnblöcke, deren Balkone mit bunten Sonnenschirmen und roten Geranien sich gegen den blauen Himmel abheben. (Adelheid)

U ALEXANDERPLATZ

Der altrosa Nippel der Plastinatfigur, die in der Vitrine vor dem »Menschen Museum« als »Yoga Frau« hochgewölbt drapiert ist und die von einer eleganten Dunkelhaarigen mit Silbersandalen fotografiert wird. (Anne)

S+U ALEXANDERPLATZ/GONTARDSTRASSE

Der Apparat, der im Vorbeigehen zu den Passanten spricht, »besondere Postkarten« anpreist, der »Bitte berühren Sie den Bildschirm« sagt und mir befiehlt »Haben Sie Spaß« und der aber von keinem der Vorbeigehenden eines Blickes gewürdigt wird. (Anne)

SPANDAUER STRASSE/MARIENKIRCHE

Die sächsische Reisegruppe, die ein Gruppenfoto von dem Neptunbrunnen machen möchte, weil man das früher auch schon so gemacht hat. (Ellen)

S HACKESCHER MARKT

Der Mann mit dem Stadtplan, der verloren durch die Gegend blickt, und der nicht fragt, wo er ist und wohin er gehen könnte. (Ellen)

MONBIJOU-PLATZ

Das kleine Mädchen im Freibad, das Anlauf nimmt und auf das Becken zurennt, um kurz vor dem Beckenrand zu stoppen und in das Wasser zu steigen. (Frieder)

ORANIENBURGER TOR

Das Aufstellungsschild eines Restaurants, das Lust auf einen »Cocktail to go« machen soll. (Frieder)

NATURKUNDEMUSEUM

Die Tupperware-Vertreterin Angelika Schulz mit dem Schmetterlingsrollkoffer, die an dem Gebäude vorbeieilt, in dem die Koffer mit der Schmetterlingssammlung Alexander von Humboldts auf Öffnung warten. (Karsten)

INVALIDENPARK

Das Rauschen des Wassers, das ständig hinabfließt von der obersten, auf einem Gittersteg zwischen Betonmauern zu erreichenden Stelle des Denkmals, das symbolisch im großen rechteckigen gingkoomstandenen Wasserbecken versinkt. (Susanne)

S+U HAUPTBAHNHOF

Neue Straßenhaltestelle, deren graue Flügel-dächer wie Schwingen abzuheben scheinen, vor dem gerade eröffneten Amaro Central und IBIS-Hotel mit der Bar »Hans im Glück«, für die ein gelbes Ampelmännchen mit hinterherwackelnder Gans wirbt. (Susanne)

SICHTBARKEIT? MEDIALE ERZÄHLUNGEN VON REFUGEE-BEWEGUNGEN

Wie haben sich im Zeitalter des Smartphones, also der ständig verfügbaren HD-Kamera, die Autor*innen der Erzählungen von Flucht und Ankommen und damit auch die Erzählungen selbst verändert? Die Filmemacherin Maren Grimm hat Videos und Filme zusammengestellt und kommentiert, die beispielhaft für diesen Aushandlungsprozess um Sichtbarwerdung von Refugees stehen. Zwei davon sind hier vorgestellt.

Maren Grimm

Eine Langfassung des Textes mit weiteren Filmbeispielen findet sich auf: www.schoolbook.metrozones.info

Wie verändern sich journalistische und filmische Plots durch die Ereignisse und durch andere Autorenschaften? Was bedeutet es, dass eine mediale journalistische Vermittlung dadurch – zumindest zum Teil – entfällt? Welche Rolle spielen die Geräte selber, die Kameras, die Kommunikation über soziale Medien und die damit verbundenen Möglichkeiten der unmittelbaren Übertragung? Und was heißt es, dass wir vermehrt auf diese Bilder zugreifen können und sich der Zugang zu Information damit verändert? Was heißt es, dass diese Bilder – und auch viele der Menschen, die diese Bilder auf ihren Wegen nach Europa gemacht haben – jetzt hier sind?

Bei der Sichtung des Materials wird deutlich, dass es um die Visualisierung einer permanenten Krise geht. Es gibt darin zwar immer auch Momente der Ermächtigung, einer aktivistischen Aneignung und eine Verschiebung von Handlungsfähigkeiten durch die direkte, unvermittelte Übertragung von Ereignissen durch die Akteure selbst. Zugleich sind diese Bilder eingebettet in eine Debatte darum, wer überhaupt eine Stimme hat und sichtbar und hörbar wird. Welche Bilder werden wie und warum hegemonial und wie werden »unsere« ästhetischen und letztlich auch ethischen Vorstellungen mittels bestimmter Stereotype hergestellt?

Graphic Recording:
Britta Kussin



Bilder von Krieg, Flucht und Ankommen sind immer auch Teil eines Kampfes darum, wie die Subjekte dieser Bilder von Opfern zu handlungsfähigen Menschen werden. Das heißt in erster Linie, dass »wir« (als Vertreter*innen einer Mehrheitsgesellschaft in Europa) uns von Vorstellungen und Sehgewohnheiten befreien müssen und unsere Perspektive sich möglicherweise verschiebt. Nicht nur im Sinne des Erkennens der »Anderen« und der Überwindung des »Othering«, sondern auch im Sinne der Anerkennung der eigenen Involviertheit.

Ende 2015 erschien »My Escape/Meine Flucht« von Elke Sasse, produziert vom WDR. Der Film besteht aus einer Montage von Handyvideos, die von Geflüchteten aus Afghanistan, Eritrea, Syrien und dem Irak auf ihren verschiedenen Fluchtrouten gefilmt wurden und die von ihnen selbst im Nachhinein kommentiert werden. Die Produzenten hatten in den sozialen Netzwerken einen Aufruf zur Teilnahme an dem Filmprojekt gestartet und aus den Einsendungen die späteren Protagonist*innen ausgewählt. In ihren Erzählungen vermischen sich Erläuterungen zu den Bildern mit Erinnerungen an die »Reise« und Reflexionen über die Gegenwart.

Aus ihren Erzählungen und den auf der Flucht gedrehten Videos wird deutlich, dass die Dokumentation der Fluchtroute mehrere Funktionen hat. Ein Zeugnis anzufertigen über den Weg, der vor einem liegt, spielt dabei sicher eine zentrale Rolle. Aber die Aufzeichnungen könnten – im Falle des Todes auf der Flucht – auch zum letzten Zeugnis oder auch eine Warnung für die Familien, Freunde und diejenigen



werden, die den Weg noch vor sich haben. Hier werden sie zu Zeugnissen des Überlebens.

Wir sehen in »My Escape« Bilder von tagelangen Fußmärschen durch die Wüste, von Transporten in überladenen offenen LKWs, aus informellen Reiseagenturen an der türkischen Adriaküste, vom letzten Falafel vor der Überfahrt und immer wieder vom Warten, vom Überschlagen der verbliebenen Barschaft, von Ungewissheiten, gerade im Zusammenspiel mit den nachträglich geführten Interviews. Oft ist das Material heimlich gedreht, etwa bei den Bildern aus den »Reisebüros«, den unablässig ratternden Geldzählmaschinen, den Schlangen von Reisewilligen mit gezückten Geldbündeln. Dazu erzählt einer der Protagonisten, dass hier oftmals Millionen Euro pro Tag umgesetzt werden. Nach dem Kauf der »Fahrkarte« begeben sich die »Reisenden« zu Sammelplätzen, wo sich die Flüchtenden mit ihren Habseligkeiten versammeln. Mit Schwimmwesten und Deckenstapeln warten sie an den informellen Transitstationen. Danach werden sie in einer stundenlangen Fahrt in einem geschlossenen Transporter zum Abfahrtsort der Boote gebracht. Dieses authentische Material ist stark, gerade wenn die Protagonist*innen in den dazwischengeschnittenen Interviews ihre eigenen Bilder kommentieren. Der Film wird in der Gesamtschau zu einem Stück kollektiven investigativen Journalismus. Er zeichnet ein Bild von den Abläufen entlang der Fluchtrouten, welches die Anhäufung von Unterlassungen der Staatengemeinschaft noch einmal skandalöser erscheinen lässt, und führt die medialen

Vereinfachungen, wie zum Beispiel in den Diskursen über die »kriminellen Schlepperbanden«, ad absurdum.

Der französische Film »This is a Real Story – No. 9« untermauert seinen Anspruch, »authentisch« zu sein, nicht nur bereits im Titel, sondern auch mit allem, was die Dokumentarfilmkonvention zu bieten hat. Wir sind in Marokko, zeigt uns der Film zunächst mit einem Blick in die kultivierte, blühende Agrarlandschaft. Er handelt von den Gruppen von jungen Subsahara-Afrikanern, die zum Teil monate- oder auch jahrelang in notdürftigsten Camps oberhalb der spanischen Enklave Melilla leben und als prekäre Tagelöhner versuchen, Geld für die Überfahrt zusammenzukriegen, oder auf eine Gelegenheit warten, den Grenzzaun nach Spanien zu überwinden. Den Credits ist zu entnehmen, dass der Film von mehreren europäischen und marokkanischen NGOs ermöglicht wurde. Er endet mit der Widmung an Clémentine aus Kamerun, dessen Tod in den marokkanischen Bergen der Film bezeugt.

Die Männer erzählen ihre Geschichten, vom Aufbruch, von ihren Plänen, von ihren gelernten Berufen, von den Versuchen, den Zaun zu überwinden. Sie zeigen ihre Verletzungen – und bitten um Hilfe. Die verzweifelten Blicke und Geschichten werden von einer bedrängend melancholischen Musik untermalt. Man könnte diesem Film vorwerfen, dass er die Männer als Opfer zeigt und dieses durch die Musik und die Bildregie noch verstärkt, dass er damit in den gängigen Konventionen verhaftet bleibt, durch die die marginalisierten Subjekte der Handlung in ihrer Opferrolle festgezurrert werden.

Allerdings müsste man sich dann der Frage stellen, inwieweit diese – auch schon zur Konvention gewordene – Figur von Kritik nicht angesichts der hier gezeigten Realität ihre Berechtigung verliert. Es ist möglicherweise interessanter, davon auszugehen, dass dieser Film ganz bewusst im Register dessen, was wir zu sehen gewohnt sind, agiert und eben auf eine Konfrontation aus ist: Was kann uns deutlicher auf unsere hegemoniale Perspektive hinweisen als diese Verschränkung von Realität und Drama? Kann dieser Film uns in unserer sicheren Distanz bestätigen oder gelingt es ihm, uns nachhaltig zu verstören?

Eine Schlussbemerkung zu diesem Filmbeispiel: Beim Vortrag im Rahmen der metroZones-Schule saß ein Zuhörer, der in eben diesem Film einen Freund entdeckte, von dem er jahrelang nichts mehr gehört hatte.



SOUNDARBEIT

Jeder städtische Raum ist durch spezifische Klangumwelten oder auch Soundscapes gekennzeichnet. Geräusche, Stimmen, Krach, Getöse, Klänge formen sich zu Kompositionen des Alltags.

Die akustischen Eigenschaften eines Ortes – geprägt durch seine Materialität und die Echos urbaner Architekturen – beeinflussen das Verhalten der Menschen und ihre körperliche Verortung im Raum. Aber auch die Akteur*innen selbst produzieren akustische Arenen, indem sie in der Stadt agieren. Auch wenn Sound scheinbar nur als flüchtiges, temporäres Moment auftritt, geben Geräusche und Klänge Hinweise darauf, wie öffentlicher Raum genutzt und angeeignet wird. Sound verknüpft das Körperliche mit dem Sozialen und dem umgebenden Raum.

Akustische Interventionen können Orte produzieren, an denen städtische Prozesse und Konflikte anklingen. Radio (selber machen) ist ein Medium, ein Instrument und eine Strategie, Öffentlichkeiten herzustellen und das Politische der Stadt hörbar zu machen. // KW

ES GAB GERÄUSCHE DES WARTENS: SOUNDKARTIERUNGEN

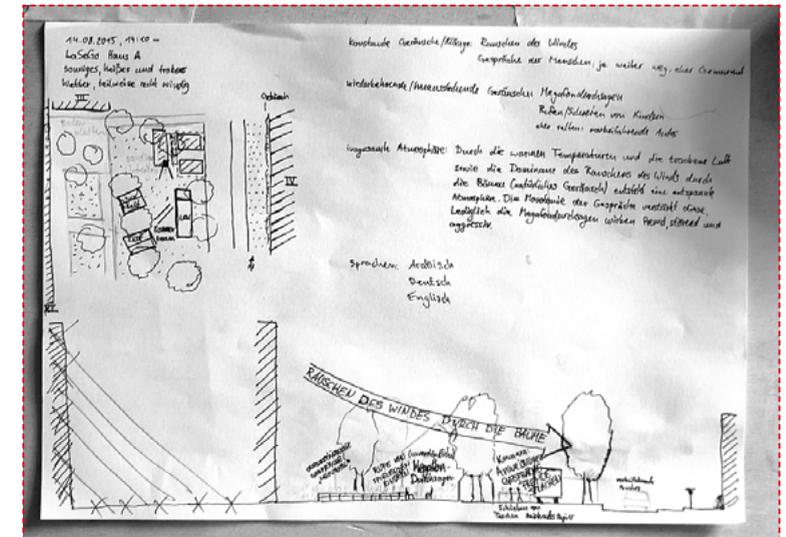
Im August 2015 waren Hamburg und Berlin, wie viele andere europäische Städte auch, durch große Gruppen täglich ankommender Geflüchteter gekennzeichnet. Der »Summer of Migration« produzierte überall neue räumliche und soziale urbane Situationen.

In Berlin-Moabit, ganz in der Nähe unseres »Schulhauses«, dem Z/KU, konnten wir u. a. durch Beobachtungen vor der Zentralen Aufnahme- stelle für Geflüchtete im Landesamt für Gesundheit und Soziales (LAGESO) Eindrücke der angespannten Situation des Wartens kartieren; in Hamburg war ein von der Initiative Refugees Welcome Karo Viertel organisiertes Picknick an den Messehallen, in denen für einige Wochen 1.200 Geflüchtete untergebracht wurden, der Ausgangspunkt für Übungen zu Soundkartierungen, Mappings und Diskussionen über städtisches Handeln.

»Wir haben alle drei an unterschiedlichen Stellen am Kanal gesessen. Tilla und ich saßen an dem Ufer, Valentin unter der Brücke. Es gab einen leisen Grundton, ein Geplätscher, wenn Boote vorbeifuhren, wurde das verstärkt. Durch das Zuhören hat man neue Orte entdeckt, die man sonst nicht wahrgenommen hätte. Zum Beispiel hat man gehört, dass es woanders gluckert. Es gab so etwas wie kleine Höhlen am Ufer. Erst durch das lange Zuhören sind neue Orte entdeckt worden. Wir fanden es alle sehr schwierig, das, was wir gehört haben, zu kartieren. Wenn man nur hört, hört man all die verschiedenen Ebenen der Stadt. Man hört oben, hinter sich, man hört drei Straßen weiter, man hört genau, wo die Geräusche herkommen, aber es ist sehr schwer, das zu zeichnen. Durch die Böschung war es wie eine Wand, man hörte die Autos oben, aber ich konnte nicht hören, was dahinter passierte. Es gab ein paar sehr dominierende Geräusche, wie die S-Bahn, die regelmäßig über die Brücke fuhr. Und auch die Geräusche der Blätter waren ein konstanter Grundton. Es gab ein Rascheln von ein oder zwei Ratten. Wenn man genau hinhört, ist es plötzlich extrem laut, man merkt, wie viel man wegfiltert, das ist ohrenbetäubend.«

Elizabeth Calderon-Lüning, Ausschnitt einer Soundkartierung in der Nähe der Berliner Ausländerbehörde, August 2015

Friedel Kremer und Ellen Wiener, Soundkartierung in der Nähe des LAGESO, Berlin, August 2015



»Durch das Rauschen der Bäume und die wenigen Geräusche war es – bis auf die hohen Frequenzen der Kinder – sehr ruhig. Nur die Megafon-Durchsagen hatten durch ihre scheppernde Klangqualität und die verzerrten Stimmen etwas sehr Aggressives. Der Platz hat einen sandigen und heute sehr trockenen Boden. Das hat viele Geräusche in anderen Bereichen geschluckt. Bei dem Brunnen waren andere Bodenmaterialien, da hörte man das Quietschen der Kinderwagen oder der Einkaufswagen, mit denen Wasser und Obst verteilt wurde.«

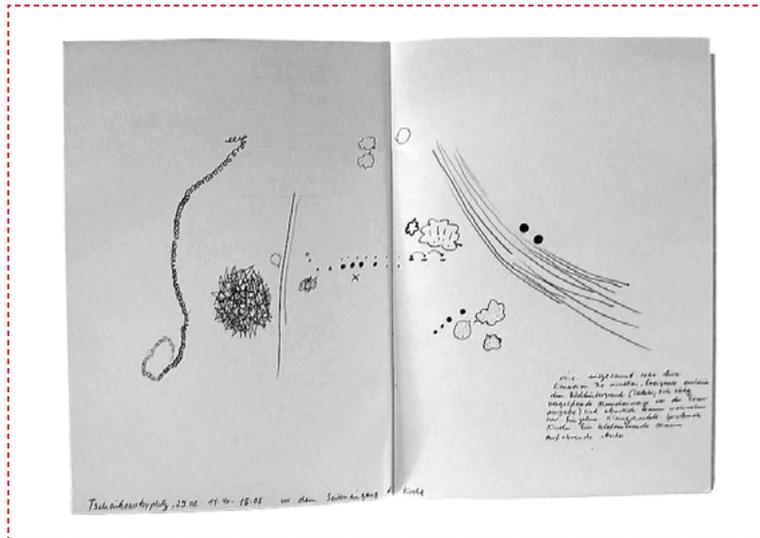
Friedel Kremer, Ausschnitt einer Soundkartierung in der Nähe des LAGESO, Berlin, August 2015

Eine Videofassung zu diesen und weiteren Kartierungen findet sich auf www.vimeo.com/228068993

»Und vor allem hörte man die Flipflops von den Menschen, die vorbeigegangen sind. Mir kam es vor, als gäbe es so etwas wie Geräusche des Wartens, die man gehört hat. Das war einmal eben das Aufklatschen mit den Flipflops, wenn man hoch- und runtergeht, oder auch mit festen Schuhen, wenn man die Ferse aufschlägt, wenn man nervös ist oder wenn einem langweilig ist. Was man auch gehört hat, waren Telefongespräche. Ich konnte die Sprache nicht verstehen, aber mir kam es vor, als könnte man eine Anspannung hören. Das entspannte Rauschen des Windes schien sehr trügerisch.«

Ellen Wiener, Ausschnitt einer Soundkartierung in der Nähe des LAGESO, Berlin, August 2015

Nicole Noack, Soundkartierung eines Picknicks der Initiative Refugees Welcome Karoiviertel vor den Messehallen, Hamburg, August 2015



»Ich habe versucht, die Geräusche auf dem Platz räumlich zu verorten und gleichzeitig mit Symbolen zu kennzeichnen, welcher Art die Geräusche waren. Ich fand es total auffällig, dass – bevor die Musik über den Lautsprecher kam – der Platz total leer von Geräuschen war. Es war alles ziemlich leise und gedämpft und weit weg. Am lautesten waren ein Hupen oder Kinder, die herumgehüpft sind. Die Hauptaktion der Menschen war akustisch gar nicht so wahrnehmbar. Ich habe auf mein Blatt geguckt und versucht, nur zu hören und nicht zu sehen, was ich höre.«

Nicole Noack, Ausschnitt einer Soundkartierung eines Picknicks der Initiative Refugees Welcome Karoiviertel vor den Messehallen, Hamburg, August 2015

Eine Videofassung zu diesen und weiteren Kartierungen findet sich auf www.vimeo.com/227213262

»Ich habe auch mit verschiedenen Symbolen versucht, zu kartieren, was ich höre. Das Gezackte sind Stimmen, die verschiedenen Größen zeigen die Intensität. Es gab einzelne laute Stimmen, an der Essensausgabe waren sehr viele Stimmen, eher so ein Stimmkloß. Da gab es ein Lachen, das sind die gewellten Linien. Und es gab springende Kinder. Auf der anderen Seite gab es Musik, dazwischen lautere Stimmen. Und hier war etwas wie eine Beobachterzone, da standen zwar viele Menschen mit verschränkten Armen, aber da war es ganz still.«

Dorle Koch, Ausschnitt einer Soundkartierung eines Picknicks der Initiative Refugees Welcome Karoiviertel vor den Messehallen, Hamburg, August 2015

kottifm.radio.de
wer.oplatz.net
refugeeradionetwerk.net

THE PIRATE RADIO IS STILL AROUND

Im September 2016 organisierten die Berliner Radiogruppen reboot.fm und [wearebornfree radio](http://wearebornfree.radio) in Kooperation mit der Initiative Kotti & Co, Anwohner*innen, Musiker*innen und Aktivist*innen eine mobile Radiostation am Kottbusser Tor: [kottifm](http://kottifm.radio.de). Beim metroZones-Camp in der fux-Kaserne entstand im Workshop der Radio-Aktivist*innen eine Sendung, die live auf [kottifm](http://kottifm.radio.de) gesendet wurde. Hier ein Ausschnitt:

DIANA: Please describe the setup, what do you see here on the table?

MARA: There are a lot of technical devices, there is something that looks like an antenna, that is in a small grey bag.

DIANA: Okay, does it look like a dangerous technology thing, blinking lights, cables? Come on, give us more details!

MARA: Okay, I'm looking in the bag right now and I see a blue light and I see much more details than I saw before. Something silver that looks like an internet connection. And then a red light, so many lights. Looks a little bit like a miniature dark ride ...

DIANA: Pit, do you want to explain, what all that stuff is?

PIT: Yes, I can shortly explain. The one part is setup by Bino brought from Berlin in basically one big rucksack. It contains a laptop, a mixer, a soundcard, couple of cables, two microphones. And from that output I go into the little recorder and from the recorder I go into a little Raspberry Pi. The Raspberry Pi gets the power from the thing that looks like a harddrive, but it's a powerbank, enough for basically eight hours or ten. The Raspberry Pi has a USB-stick, with a blue light, the only light which is needed here. And if it's blue it says it's connected and when it is connected it plays, it streams. The audio signal has an icecast, an mp3 stream. It does just one thing: streaming to a specific address. It is a simple thing, but it works. The only thing, that can happen, is that you are not getting a reception or that you didn't pay the flat rate, that you have to recharge your SIM card or the power is over, but it is quite reliable. I think we have to explain, that we use the internet quite extensively, as a kind of glue in between all this different ventures. In the end it becomes one signal on a transmitter. Our is on a roof of a friend, living on the eleventh floor in Kotti, Kottbusser Tor.



He is just playing Net Radio, it picks up the stream from his neighbour WiFi. So it is an internet radio playing on FM.

KATHRIN: So you are listening now to the radio on the internet as a live stream, but also you can turn on your radio on 99.1 and listen to kotti.fm.

PIT: In a Berlin taxi we were driving to Lichtenrade, and we could listen to it basically up to the S-Bahn ring. To the South we were broadcasting very far, but to the North you have the TV tower of Alexanderplatz, which has very powerful transmitters on top. That creates a kind of electromagnetic shadow and it is difficult to broadcast through that fields.

KATHRIN: Thinking about urban space, it is interesting what kind of invisible barriers and borders are there, where the radio waves can't get through, and what kind of possibilities are there to hack into those spaces.

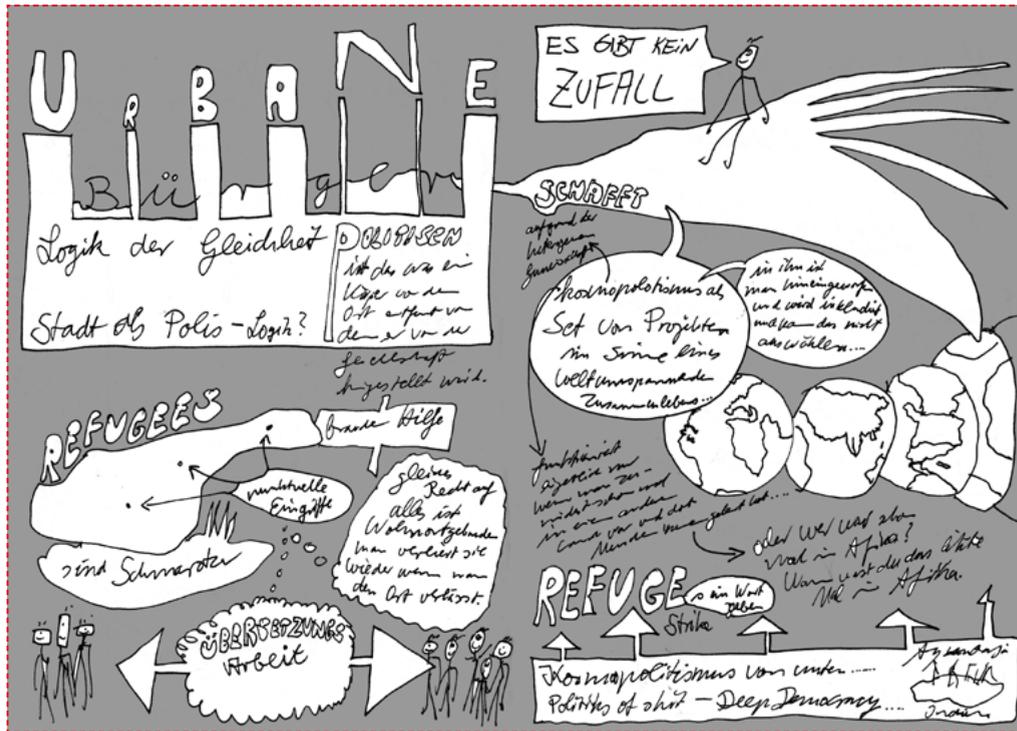
PIT: There is a monopolist, former Telekom, now they have a company called Media Broadcast, and they are basically rent out 98% of all transmitters of Berlin. So they really can set the prices. Since 2004 we worked with them a couple of times, but we also try to set up our own transmitters. It is basically an aspect of DIY, that the whole chain from the broadcast to the signal, which reaches the people, is really self-made. We use an airtime software, which is developed by friends of us. It took over 10 years until the software became stable.

DIANA: This is exactly what allows us quite easily to switch between a broadcast in Berlin and a broadcast from Hamburg to Berlin. Of

course the internet helps a lot. I think the connection between analog and digital technology is important. With a pirate radio in the good old days, you would have to be directly connected to your transmitter and your studio. And when the police came along, they would locate you, because they can locate, where your transmitter is, through special devices. For pirates losing a transmitter was never the big problem, the problem was losing their studio setup. And that's partly why the London pirate scene has gotten so much stronger after the internet. There are many pirate radios in London, they are part of a subculture. Music styles like Grime came out of the pirate radio scene. They are illegally using airwaves to make music happen. The technology allows people to make pirate radio in new and exciting ways.

KATHRIN: It's good to know that pirate radio is still around. I remember times when it was very needed: In the squatting movement of Hamburg pirate radio was a very important tool to communicate and to make things public outside the mainstream media.

DIANA: Actually when we started to do radio, we did a lot of research in different models of radio and one thing that is really interesting is to see how the free radio scene developed in Germany, Austria or France, which are very different from our friends in Bologna with Radio Alice, another fantastic radio. Often the free radio scene came out of the pirate radio and the DIY culture. People did zines and their own record labels. All these self-producers did pirate radio. There are very different models, they all have their unique histories, it is very interesting to see how radio is produced, how it get financed and regulated.



Graphic Comment:
Erik Göngrich

AUTOR*INNEN

Kwesi Aikins Politikwissenschaftler und Aktivist (Berlin)

Petra Barz (PB) Erwachsenenbildnerin, dock europe, Aktivistin bei Recht auf Stadt (Hamburg)

Christoph Breitsprecher Sprachwissenschaftler (Hamburg)

Diana Drogan-Lucas Künstlerin (Berlin)

Gezipark.nadir.org Übersetzer*innenpool (Dortmund/Istanbul)

Erik Göngrich Künstler (Berlin)

Annett Gröschner Schriftstellerin (Berlin)

Maren Grimm Filmemacherin und künstlerisch-wissenschaftliche Mitarbeiterin (Hamburg, Wien)

Ulrike Hamann Politik- und Kulturwissenschaftlerin, Aktivistin bei Kotti & Co (Berlin)

Christian Hanussek Künstler und Kurator, metroZones (Berlin)

Anne Huffschild (AH) Kulturwissenschaftlerin und Autorin, metroZones (Berlin)

Matze Jung Kollektiv Orangotango (Hamburg)

Sandy Kaltenborn Kommunikationsdesigner, Aktivist bei Kotti & Co (Berlin)

kotti.fm mit u.a. Diana McCarthy, Pit Schulz, Bino Byansi Byakuleka (Berlin)

Britta Kussin Illustratorin (Hamburg)

Stephan Lanz Stadtforscher, metroZones (Berlin)

Monika Mokre Politikwissenschaftlerin und Aktivistin (Wien)

Nina Reiprich Ethnologin, Sprachforscherin, New Hamburg (Hamburg)

Alexis Rodriguez Anthropologe (Bochum, Mexiko-Stadt)

Guiomar Rovira Sancho Kommunikationswissenschaftlerin (Mexiko-Stadt/Barcelona)

Max Sauermoser Grafiker (Berlin)

Christoph Schäfer Künstler (Hamburg)

Marcela Suárez Politikwissenschaftlerin (Berlin)

Felix Stalder Kommunikationswissenschaftler (Zürich)

Michelle Teran Künstlerin (Trondheim)

Ulf Treger (UT) city/data/explosion (Hamburg)

Vassilis S. Tsianos Migrationssoziologe (Hamburg/Athen)

Andreas Unteidig Designer (Berlin)

Tanja van de Loo Grafikerin, Aktivistin in antirassistischen Initiativen/Recht auf Stadt (Hamburg)

Nicole Vrengor (NV) Bildungsreferentin, Aktivistin bei Recht auf Stadt (Hamburg)

Kathrin Wildner (KW) Stadsethnologin, metroZones (Berlin/Hamburg)

Lena Ziyal Künstlerin (Berlin)

IMPRESSUM

metroZones-Schule für städtisches Handeln Schoolbook

Herausgeberinnen: Petra Barz, Anne Huffs-
schmid, Kathrin Wildner
Redaktion: Anne Huffs Schmid, Nicole Vrenegor,
Kathrin Wildner
Korrektur: Theo Bruns
Gestaltung: Tanja van de Loo
Graphic Comment Titel und Rücktitel:
Christoph Schäfer
Webauftritt: Ulf Treger
Druck: Drucktechnik, Hamburg
Sprung Verlag, Hamburg, August 2017
ISBN: 978-3-940272-07-2
Die Rechte an Texten und Bildern liegen bei
den jeweils genannten Autor*innen und
Künstler*innen, sowie bei metroZones und
dock europe

www.schoolbook.metrozones.info

Dossier von der Schule 2015:
[www.metrozones.info/metrozones-schule-
fuer-staedtisches-handeln-2015-
zugaenge-und-stationen/](http://www.metrozones.info/metrozones-schule-
fuer-staedtisches-handeln-2015-
zugaenge-und-stationen/)
www.metroZones.info
www.dock-europe.net

Danke für Mitmachen und Mitdenken der metroZones-Schule

Jochen Becker, Meike Bergmann,
Thomas Böker, Dagmar Brunow,
Elizabeth Calderon-Lüning, Hanna Christian,
Marco Clausen, Laura Colini, Loic Donisa,
Erik Göngrich, Kira Güttinger, Anna Haucke,
Matthias Heyden, Sandy Kaltenborn,
Jelka Plate, Katja Reichard, Erwin Riedmann,
Cornelia Sollfrank, Lorenzo Tripoldi

Danke für die Gastfreundschaft unserer jeweiligen Schulhäuser

aquarium (Berlin-Kreuzberg, Richard Stein,
Claude), fux-Kaserne (Hamburg-Altona,
Meike Bergmann, Julie Baujard), Honigfabrig
(Hamburg-Wilhelmsburg, Margret Markert),
ZK/U Zentrum für Kunst und Urbanistik
(Berlin-Moabit, Matthias Einhof)

Danke an unseren Beirat

Oliver Fehren (Alice Salomon Hochschule,
Berlin), Kerstin Schumann (Arbeit und Leben,
Hamburg), Sabine Stövesand (Hochschule
für Angewandte Wissenschaften, Hamburg),
Silke Veth (Akademie für Politische Bildung,
Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin)

metroZones

dock
europe
ORGANIZING EDUCATION

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

Das Schoolbook ist aus einem Experiment hervorgegangen: Zwei Jahre haben sich städtische Akteur*innen und Stadtinteressierte in Berlin und Hamburg zur »metroZones-Schule für städtisches Handeln« getroffen, um Begriffe und Werkzeuge zur Erkundung urbaner Verhältnisse zu erproben.

Wie urban ist Mehrsprachigkeit? Wer übersetzt wen und warum und in welche Sprache? Wie wird der Diskurs zur Intervention? Was ist politisch am Algorithmus? Was heißt städtisches Lernen und wie können die Erfahrungen verschiedener Stadtbewohner*innen miteinander in Kontakt treten?

Ein Handbuch mit Anregungen zur digitalen und urbanen Kommunikation, zum Zeichnen von Sound, zum Bildermachen mit und ohne Kameras, zur Vermessung des Raums - und zum gemeinsamen Nachdenken über städtisches Handeln.

WISSEN

